Zeno-Zeitung

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus — Gronauer Volkszeitung — Epe'r Volksblatt

Amtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Zeno-zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 736.

Nummer 304 | Sonntag, den 4. November 1934 | Jahrgang 1934

Die faschistische Partei.

Von unserem römischen Korrespondenten.

▲ **Rom**, Anfang November.

Aus Anlaß des Jahreswechsels der faschistischen Zeitrechnung, die mit dem 28. Oktober das Jahr XIII, das dreizehnte Jahr nach dem Marsch auf Rom, begonnen hat, sind die offiziellen Mitgliedszahlen der faschistischen Organisationen veröffentlicht worden. Sie erfassen sowohl die eigentliche Partei als auch die zahlreichen zur Partei gehörenden oder von der Partei geführten Verbände.

Danach ist die Zahl der erwachsenen männlichen Parteimitglieder in der Zeit vom 28. Oktober 1933 bis zum 28. Oktober 1934 von 1 415 407 um 436 370 auf 1 851 777, die Zahl der vom 18. Lebensjahr ab in die Partei eintretenden Jungfaschisten von 456 472 um 201 141 auf 657 613, die Zahl der faschistischen Studenten von 57 509 um 9425 auf 66 934 gestiegen. Die faschistischen Frauen haben 304 313 (im Vorjahr 217 206), die faschistischen Mädchen 83 053 (im Vorjahr 57 125) Mitglieder. Alle bisher genannten Gruppen gehören im engeren Sinne zur faschistischen Partei. Dabei fällt es auf, daß in den der Jugend näherstehenden Verbänden die Mitgliederbewegung bedeutend stärker ist als bei den Erwachsenen. Das kommt daher, daß die Partei seit Januar 1926 die Mitgliedschaft für die Angehörigen aller vor 1911 geborenen Jahrgänge im allgemeinen gesperrt hat und sich fast ausschließlich aus den Jugendverbänden ergänzt. Die Absicht, alle künftigen Parteimitglieder erst durch die Schule der Jugendverbände gehen zu lassen und die Stoßkraft des Parteiapparates auf den heranwachsenden und faschistisch durchgeformten Jugendorganisationen aufzubauen, tritt dabei deutlich hervor.

Es gibt natürlich auch Ausnahmen, und so wie sich innerhalb der Partei eine gewisse Hierarchie nach der Mitgliedsnummer ausgebildet hat (Mussolini selbst hat die Mitgliedsnummer 1), so kommt es auch vor, daß besonders verdiente Persönlichkeiten trotz der Mitgliedssperre noch nachträglich in die Partei aufgenommen werden, wobei manchmal als besondere Auszeichnung Mitgliedskarte und -nummer zurückdatiert werden. Aber das sind Ausnahmen. In der Regel ist für die ältere Generation das Verhältnis der Partei zu den übrigen Volksgenossen in der Richtung entschieden, das die Partei sich als Auslese und führende Minderheit betrachtet. Wesentlich anders steht diese Frage für die junge Generation und die Zukunft. In dem Maße, in dem die faschistischen Jugendorganisationen in die Breite wachsen, — und nachdem sie durch die jüngsten Gesetze über die vor- und nachmilitärische Ausbildung wesentliche Träger der Wehrverfassung geworden sind, werden sie notwendig noch in die Breite wachsen, — in demselben Maße muß die Einheit von Partei und Volk Wirklichkeit werden. Es ist indessen auch möglich, daß dieser Prozeß durch strengere Auslesemethoden verlangsamt oder gar wieder umgebildet wird. Die letzte Entscheidung ist darüber noch nicht gefallen. Sie wird das wichtigste Problem für die künftige Entwicklung des faschistischen Staates zu lösen haben.

Der Eintritt der Achtzehnjährigen in die Partei vollzieht sich alljährlich bei der „leva fascista", der faschistischen Aushebung am 21. April, die in ganz Italien als Geburtstag Roms und

Das Freikorps-Ehrenmal an der Ruhr.

Heute Einweihung.

Breit und wuchtig, wie eine mächtige Bastion das weite Ruhrtal am südöstlichen Rande der Stadt Essen beherrschend, erhebt sich zu Füßen der geschichtereichen, efeuumrankten und verwitterten Burgruine Horst das Freikorpsehrenmal, zu dessen Weihe am heutigen Samstag die Kämpfer der Jahre 18 bis 20, Staat und Partei, Reichsheer und Polizei und alle vaterlandsliebenden Deutschen rüsten. Vom Jahrhunderte alten Gemäuer der Burg weht die Fahne des Arbeitsdienstes, der gleichsam als Dank und Gelöbnis den toten Vorkämpfern der nationalen Erhebung in harter unermüdlicher Arbeit dieses machtvolle Denkmal schuf. Aus heimischem Boden gewachsener, im benachbarten Steinbruch gebrochener Ruhrsandstein deutet mit seinem schlichten Grau symbolhaft das kraftvolle und mutige Kämpfen jener feldgrauen Soldaten, die sich in selbstverständlicher Soldatenpflicht und, ohne Dank zu wollen und zu ernten, in den schlimmen Jahren nach dem großen Kriege, als unser Vaterland in Bürgerkrieg und Not zu versinken drohte, dem Spartakismus und Bolschewismus entgegenwarfen und ihr Leben einsetzten für die Nation. Alte kampferprobte Soldaten des Krieges, die in den Jahren des Niederganges den Zerfall Deutschlands in Bürgerkrieg und Elend zu verhindern entschlossen waren, junge Zeitfreiwillige der Reichswehr, die in aller Not des Vaterlandes die Morgenröte einer besseren deutschen Zukunft ahnten, Polizei und Bürgerwehren, die ausgezogen, um Heimat und Vaterland zu schützen. Sie alle fanden sich zusammen zur Rettung des Vaterlandes. Das Leben galt ihnen nichts, das Ziel ihres Kampfes war ein einiges starkes Deutschland.

Mächtige Buchen beschatten von waldiger Höhe das gewaltige Mahnmal. Weit geht der Blick von dieser Stelle, wo Westfalen und das Rheinland sich treffen, hinaus in die so überaus reizvolle bergische Landschaft und in das Land der Kohle und des Eisens mit seinen rauchenden Schloten und seinen nun wieder rastlos sich drehenden Förderrädern. Ein eindringliches Bild dieses Gebiets, das jene damals mit ihrem Blut verteidigten und für dessen Freiheit und Bestand sie ihr Leben gaben. Harmonisch in die Landschaft eingefügt, bilden Burgruine und Ehrenmal ein geschlossenes Ganzes, ein Bollwerk, das mit massigem Gemäuer sich bis zum Rande der Ruhrhöhe vorschiebt. Vorn umschließt ein mächtiges Säulenrund den Kern des Mals, einen in Sandstein gemauerten Block, der auf ehernen Tafeln Namen und Taten kündet.

Ueber 500 geht die Zahl der im Westen des Reiches und vor allem im Industriegebiet von 1918 bis 1920 Gefallenen. Mindestens 460 fielen in den wenigen Monaten von der Novemberrevolte bis zum Papp-Putsch und zum Ruhraufstand von 1920. Schon Ende 1918 mit dem Auflodern des Spartakismus im Ruhrgebiet begannen die Bildung und der Kampf der Freikorps, als erste die rühmlichst bekannten Freikorps Lichtschlag und Schulz. Ihnen folgten die Landesschützen in Düsseldorf, die Freikorps Wesel (Infanterieregiment 56 und 57), Düsseldorf, Hacketau u. a. m. Auch die damals noch kommunale Polizei hatte ernste Verluste.

Duldung und Förderung der Wühlarbeit durch Klassenkampf und Aufstand lösten nach dem Kapp-Putsch den lange vorbereiteten Aufstand der roten Armee aus. Neue Opfer in für einen Bürgerkrieg unerhörter Schwere waren die Folge. Schwere Verluste erlitt das Freikorps Lichtschlag bei Wetter und Dortmund, die Sicherheitspolizei und Einwohner in Essen, die Freikorps Lützow, Hacketau, Polizei und Zeitfreiwilligenkorps in Remscheid, die 8. Husaren bei Kamen, die 11. Husaren, die 5. Ulanen und das Freikorps Düsseldorf beim Rückmarsch von Düsseldorf nach Wesel, das Freikorps Schulz bei seinem tapferen Kampf zusammen mit dem Regiment 62 vor Wesel. Der Bolschewismus tobte im geräumten Revier. Die rote Armee rüstete zum Vormarsch über die Lippe. Wieder war die Reichsregierung gezwungen, an Freikorps, Reichswehr und Polizei, an Studenten und Freiwillige zu appellieren. Schwerste Verluste erlitten damals auch die aus dem Reich herbeigeholten Verbände, vor allem die 3. Marine-Brigade von Löwenfeld, die allein bei Bottrop 31 Tote verlor, die Freikorps Faupel, Aulock, die Bayern unter General Ritter von Epp, die Württemberger u. a. m. Ueber 300 Gefallene hatten Freikorps und Reichswehr in den Kämpfen im Revier von 1918 bis 1920. Auch von den rund 150 Vermißten werden noch viele den Wirren des Bürgerkrieges zum Opfer gefallen sein. Die Polizei, die auf Grund der Erfahrungen aus den ersten Kämpfen und vor allem auf Betreiben des damals kommandierenden Generals, Freiherrn von Watter, in für Kampfaufgaben besser geeignete Verbände der Sicherheitspolizei umgeformt worden war, zählte für sich allein 76 Tote. Hinzu kommen noch etwa 40 Tote der Einwohner- und Sicherheitswehren, sowie mindestens 40 Tote der Zivilbevölkerung.

Mit Tränengas gegen die mexikanischen Katholiken.



Erklärung der Reichsbank zum Zinsentransfer.

DNB **Berlin**, 3. November.

Unter Bezugnahme auf die von der Reichsbank gemäß § 3 des Gesetzes über Zahlungsverbindlichkeiten gegenüber dem Ausland im Einklang mit dem Kommunique der Berliner Transferkonferenz vom 29. Mai 1934 am 14. Juni 1934 abgegebenen Erklärung wird von der Reichsbank folgendes bekanntgegeben:

Angesichts der ungünstigen Entwicklung der Devisenlage sieht sich die Reichsbank genötigt, von dem ihr in dem Berliner Transferkommunique vom 29. Mai 1934 vorbehaltenen Recht Gebrauch zu machen und von dem Angebot einer 40prozentigen Barzahlung auf die in der Zeit vom 1. Juli 1934 bis 30. Juni 1935 fälligen Zinsscheine sowie auf die Forderungen, die nach dem Inhalt des Transferkommuniques diesen Zinsscheinen gleichstehen, abzusehen.

Merkwürdige Begriffe von Gleichberechtigung.

DNB **Paris**, 3. November.

Am Freitag begann in Arras die Tagung der demokratischen Allianz, an der etwa 60 Abgeordnete neben den Vertretern der Partei aus der Provinz teilnahmen. Der Vorsitzende, der Minister für öffentliche Arbeiten, Flandin, und Kolonialminister Rollin werden vom Samstag ab an den Kongreßarbeiten teilnehmen.

Das wichtigste Ereignis des ersten Tages war die Annahme einer Entschließung, in der unter Hinweis auf die angebliche ständige Verstärkung der militärischen Vorbereitungen Deutschlands (!) und den Ernst der auswärtigen Lage erklärt wird, daß Frankreich im Interesse des Friedens nicht neue Rüstungsbeschränkungen vornehmen könne. Frankreich müßte seine Verteidigungskräfte unversehrt aufrechterhalten, um fremden Ländern den Mut zu irgend einem Angriff zu nehmen. Die Regierung wird aufgefordert, den Kammern die Verabschiedung von Maßnahmen vorzuschlagen, die sie für notwendig erachte, um die volle Sicherheit des Landes zu gewährleisten. Die demokratische Allianz erklärt sich bereit, zur Erreichung dieses Zieles die unerläßlichen Opfer zu bringen.

Der Annahme dieser Entschließung ging eine hysterische Rede des Abgeordneten Fabry, des Vorsitzenden des Heeresausschusses der Kammer, voraus. Fabry, der sich bekanntlich wiederholt durch gänzlich unbegründete, törichte Angriffe gegen Deutschland hervorgetan hat, führte u. a. aus, die Landesverteidigungsfragen verdienten um so größere Beachtung, als jenseits der Grenze das deutsche Volk sich gegenwärtig an dem Gedanken begeistere, daß ihm eine besondere Aufgabe für die Wiedergeburt Europas zufalle. Diese mystische Vorstellung äußere sich durch militärische Vorbereitungen (?), die nicht einmal mehr verheimlicht würden (!). Fabry konstruiert dann eine für seine Zwecke kunstvoll zurecht gelegte Gleichberechtigungsthese, die wirklich als erstaunlich bezeichnet werden muß. Er stellte die kühne Behauptung auf, zwischen zwei untereinander so verschiedenen Ländern wie Deutschland und Frankreich könne sich die Gleichberechtigung nicht durch Gleichheit der Streitkräfte äußern (!). Deutschlands Bevölkerungszahl, die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie und der in Deutschland vorherrschende Geist (?) bewirkten, daß eine theoretische Gleichheit sich für Deutschland in einer ausgesprochenen Ueberlegenheit äußern würde. Der Gedanke einer Gleichberechtigung zwischen Deutschland und Frankreich sei ein reines Trugbild, ja, sogar ein Verbrechen gegen das französische Volk. Entweder behalte Frankreich die Ueberlegenheit der Streitkräfte, die die Verträge ihm hätten zuerkennen wollen, oder Deutschland werde die Ueberlegenheit besitzen und das würde Frankreich in eine fürchterliche Lage versetzen, deren Ausgang niemand voraussehen könne. Man müsse sich übrigens darüber klar sein, ob Deutschland diese Ueberlegenheit vielleicht noch nicht in der Lage, die ihr gestellten

---

Kollegen den jungen Gehilfinnen und Gesellen die herzlichsten Glückwünsche zu der bestandenen Gesellenprüfung aus.

Ihr habt nun die erste Sprosse der Stufenleiter: „Lehrling—Geselle—Meister" erklommen. Nachdem Euch damit zunächst die Grundlagen in den praktischen und theoretischen Fertigkeiten und Kenntnissen in einem Handwerk während der Meisterlehre und in der Berufsschule vermittel wurden, müßt Ihr nunmehr nach Erlangung der Meisterschaft in diesem Handwerk streben. Unser Führer Adolf Hitler schreibt in seinem Buch „Mein Kampf":

„Der völkische Staat wird grundsätzlich den einzelnen Menschen nicht nach der Art seiner Arbeit, sondern nach Form und Güte seiner Leistung zu bewerten haben."

Rund 770 000 Lehrlinge, 1 500 000 Gesellen, 1 300 000 Handwerksmeister umfaßt das deutsche Handwerk. Wenn trotz der düsteren Voraussagen bekannter Wissenschaftler und bedeutender Fachleute das Handwerk durch diese stattlichen Ziffern seine ganze besondere Kraft und seine Widerstandsfähigkeit gegen die Stürme aller Wirtschaftsnot erwiesen hat, so zum nicht geringen Teil dadurch, daß es Höchst- und Spitzenleistungen auf allen Gebieten der Wirtschaft auch noch in den Zeiten der Industrialisierung hervorbringt. Auf allen Gebieten menschlicher Arbeit, menschlicher Betätigung sind Höchstleistungen aber nur dann möglich, wenn eine gute Schulung die Leistungen vorbereitet. In den meisten Fällen ist die Schulung die Voraussetzung des Schaffens. Man wird nicht fehl gehen, zu behaupten, daß das deutsche Handwerk schon längst zermalmt und aufgerieben wäre, wenn es nicht als ältester Berufsstand der deutschen Wirtschaft seit Jahrhunderten und Jahrhunderten der Schulung seines Nachwuchses die größte Beachtung geschenkt hätte.

In den Zeiten der Hochblüte des Handwerks lag die gesamte Fachausbildung in den Händen der Korporationen. Das Leben floß langsam dahin. Die Lehrzeit im Handwerk betrug nicht selten lange Jahre u. es war möglich, dem Lehrling eine gründliche Ausbildung in allen Zweigen seines Handwerkes zu geben. Mit Lust und Liebe konnte er sich seiner Arbeit widmen und sich vorbereiten auf die spätere Meisterzeit. Eine scharfe Auslese nicht nur auf fachlichem, sondern auch auf gesellschaftlichem Gebiete ging strengen Prüfungen voraus. Genaue des gediegenen Könnens, das die frühere Meisterlehre vermittelte, stehen noch heute in Tausenden von Zeugnissen vor unseren Augen. Wenn die Weihe eines gotischen Domes, der fein empfundene Geist eines alten Möbelstückes, die beseelte Form eines Erzeugnisses der alten Buchdruckerkunst auf uns heute noch den tiefsten Eindruck machen, so sehen wir darin den Ausdruck höchster technischer und künstlerischer Leitung, die auf Grund der traditionsgebundenen Meisterlehre allein möglich war. Hochzeiten gewerblichen und künstlerischen Schaffens lösen in uns Bewunderung und Ehrfurcht vor den alten Meistern aus, die das zuwege brachten.

Die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung zu Anfang des 19. Jahrhunderts, die wegen ihres sprunghaften Charakters die industrielle Revolution zu nennen pflegen, brachte nicht nur eine vollständige Umstellung der Wirtschaftsverfassung, sondern auch eine Zersetzung der alten sozialen Formen. Die alte Zunftzeit wurde abgelöst von einem Zeitalter stürmischer Entwicklung. Die Naturwissenschaften brachten von Jahr zu Jahr erstaunlichere Erkenntnisse, und die Technik versuchte sie in die Tat umzusetzen. Die Folge ist ein Umstoßen der alten überkommenen Produktionsformen, fabrikmäßige Spezialisierung setzt ein und ruft eine Reihe seither nicht gekannter Berufe und Tätigkeiten hervor. Die größere Vielfalt des Wirtschaftslebens stellt an jeden größere Anforderungen. Die Gewerbefreiheit sprengt alle Fesseln und entfaltet freie Konkurrenz in härtesten und schärfsten Formen, die ein Eindringen mechanistisch-kaufmännischen Geschäftsgeistes an Stelle der alten Meisterlehre bringt.

Neue Aufgaben zwingen zu neuer, umfassender, besonderer Schulung. So nimmt es nicht wunder, daß aus dem Gewerbe selbst heraus neue Formen gewerblicher Schulung entstehen. Fachkurse, Sonntagsschulen, Gewerbe- und Fachschulen entstehen. Sie alle sind getragen von privater Initiative und werden zum größten Teil von der neu entstehenden Gewerbevereins-Bewegung gegründet und betreut. Zögernd erst, dann in immer stärkerer Aufwärtsentwicklung bedeuten sie einen nicht wegzudenkenden Bestandteil des gewerblichen Lebens jener Zeit. Es ist in alten Akten und Büchern zu lesen, mit welcher Beharrlichkeit und welchem Opfermut sich trotz der schwierigen Zeiten Handwerk und Gewerbe für seine Einrichtungen einsetzten, wie uneigennützige Männer sich die Gesamtheit der Berufsgenossen betrafen, sie [illegible] die Förderung des Nachwuchses im heutigen Staate, und dann des Streben, eine möglichst enge Verbindung zwischen Schule und gewerblicher Praxis herzustellen.

Schon der erste Deutsche Handwerkskammertag in Berlin im Jahre 1900 befaßte sich eingehend mit den Fragen des gewerblichen Schulwesens, und die programmatische Formulierung der Stellungnahme des Handwerks zum Berufsschulwesen ergibt sich aus dem Bayreuther Beschluß des Reichsverbandes des deutschen Handwerks:

Die praktische Meisterlehre ist durch die Berufsschule zu unterstützen und hinsichtlich der fachlich- und allgemein-theoretischen Ausbildung zu ergänzen."

Hierin sind alle Grundsätze enthalten, die das Handwerk mit der Berufsschule verbindet. Eine glückliche Vereinigung jahrhundertealter Tradition mit den Erfordernissen der Wirtschaft ist damit gefunden.

Die Berufsschule soll dem Lehrling das vermitteln, was er in der Werkstätte nur andeutungsweise oder gar nicht lernen kann. Die Aufgaben der Schule liegen sowohl auf technischem als auch auf wirtschaftlichem, sowie auf sozialem und kulturellem Gebiet.

Die Ausbildung in technischen Fächern wird dann stattfinden, wenn die Meisterlehre infolge ihrer Besonderheit nicht alles bieten kann, und wenn als Ausgleich gegen die Einseitigkeit der Spezialisierung selten verwendete Arbeitsweisen gepflegt und aufrecht erhalten werden sollen. Deshalb benötigt die Berufsschule auch Schulwerkstätten, die allerdings den Charakter der demonstrierenden Ausbildung wahren müssen. In der heutigen Zeit, in der auf eine weitgehende zusätzliche praktische Berufsausbildung besonderer Wert gelegt wird, gewinnen die Schulwerkstätten erhöhte Bedeutung.

Die wirtschaftliche Ausbildung in der Berufsschule hat von der Erkenntnis auszugehen, daß der Handwerksmeister heute nicht mehr nur Betriebsleiter, sondern auch Kaufmann, Buchhalter, Steuerfachmann und Rechtsanwalt zugleich sein muß. Die betriebswirtschaftliche Gedankenwelt, Erziehung zu geordneter Buchführung und richtiger Kalkulation, muß dem heranwachsenden Handwerker nahe gebracht werden, und die Grundzüge der vielfachen, zu beachtenden gesetzlichen Vorschriften sollen ihm nicht fremd sein.

Aufgaben voll und ganz zu erfüllen, da es heute noch an den Voraussetzungen fehlt. Es werden aber auch hier in den ländlichen Bezirken bei tatkräftige Mitarbeit aller verantwortlichen Stellen Mittel und Wege gefunden werden, um dem Handwerkernachwuchs eine gründliche und vielseitige Berufsbildung in den Fachklassen einer beruflich ausgebauten Berufsschule vermitteln zu können.

Ich schließe meine Ausführungen, indem ich noch kurz auf die ungeheure Bedeutung der Fachausbildung und Facherziehung für die gesamte deutsche Wirtschaft und das gesamte deutsche Volk hinweise. Im Aufbau der deutschen Wirtschaft steht die gewerbliche und industrielle Betätigung im Vordergrund. Nur Wertarbeit hat Deutschland hoch gebracht, und nur Wertarbeit kann es wieder hoch bringen. Da die Voraussetzung der Hochleistung Schulung ist, bedeutet eine geordnete fachliche Ausbildung hochwertigen Nachwuchses einen Tragpfeiler unserer wirtschaftlichen und volklichen Zukunft.

70 Prozent der Facharbeiter in der Industrie gehen aus dem Handwerk hervor. Deshalb ist das handwerkliche Bildungsproblem eines der zukunftschwersten Probleme der gesamten deutschen Wirtschaft.

Qualitätsarbeit kann aber nur geleistet werden von Qualitätsmenschen. So muß die sittliche Ertüchtigung im Vordergrund aller Erziehung stehen, und das Handwerk soll wieder ein Muster von innerer Sauberkeit und Lauterkeit werden. Pflichttreue, Arbeitsfreude und Beseelung der Arbeit schaffen Grundlagen eines gesunden Staatsbürgertums.

Zu allem bildet die Grundlage eine richtige Schulung und Erziehung. Die hohe und verantwortungsschwere Arbeit des Berufsschullehrers ist es, Träger und Wegbereiter nationalsozialistischer, staatlicher, volklicher und wirtschaftlicher Entwicklung zu sein. Er soll die Verbindung herstellen zwischen dem Heute und Morgen, er soll junge Menschen in einem besonders bildungs- und formungsfähigen Alter betreuen.

Dazu erbitten wir Berufspädagogen vom Handwerk, von der Arbeitsfront, von den Schulträgern Hilfe und tatkräftige Mitarbeit.

Heil Hitler!

Mehrheit. Diese Zahl sank nach drei Jahren auf acht und im Jahre 1931 auf drei. In der englischen Provinz und in Wales macht sich der gleiche Umschwung der allgemeinen Stimmung bemerkbar, wenn er auch praktisch nicht so fühlbar geworden ist, weil nur ein Drittel der Mitglieder jedes Gemeinderates zu ersetzen war. Die Wahlbeteiligung war äußerst schwach und ging in manchen Fällen kaum über 25 v. H. hinaus.

Die konservative Presse führt die schwere Niederlage der Gemeindereformpartei und der mit ihr verbündeten kleinen politischen Gruppen hauptsächlich auf die Teilnahmelosigkeit der Gegner der Arbeiterpartei zurück. Auch werden die Mängel des Propagandaapparates verurteilt, und es wird eine Reform verlangt. Die Blätter drücken die Erwartung aus, daß die „Orgie der Verschwendung", die jetzt in London unter Mithilfe des arbeiterparteilichen Grafschaftsrates beginnen werde, die Oeffentlichkeit, wenn auch im Augenblick zu spät, zur Einsicht bringen werde.

Die Arbeitsbeschaffung durch die Winterhilfswerksaster.

DNB **Berlin**, 3. November.

Durch die Aster des Winterhilfswerks sind dem Heimarbeitsgebiet Sebnitz in Sachsen, sowie den Kunstseidefabriken des Rheinlands wieder erhebliche Arbeitsmöglichkeiten zugeführt worden. Mehr als 2600 Heimarbeiter der Kunstblumenindustrie in Sebnitz haben wieder für zwei Wochen lang Lohn, Brot und Arbeit erhalten. Hierzu kommen 840 Kunstseidenweber, Färber und Hilfsarbeiter, die in 80 000 Stunden 100 000 Meter Kunstseide in zwölf verschiedenen Farben für die Fabrikation fertigstellten. Eine Million Meter Eisendraht wurde für das Binden benötigt und 30 000 Bogen Seidenpapier mußten bezogen werden, um die Stiele der Astern zu umwickeln. Die Astern sind aus vier einzelnen sternenförmigen Lagen zusammengesetzt. Sie bestehen aus Kunstseide und sind licht- und waschecht. Insgesamt sind 10½ Millionen in sechs verschiedenen Farben hergestellt worden. Der Ertrag für das Winterhilfswerk wird ungefähr 1 575 000 Reichsmark betragen.

Der Arbeitsdank in der DAF.

DNB **Berlin**, 3. November.

Das Organisationsamt der Deutschen Arbeitsfront veröffentlicht folgende Vereinbarung:

Der Arbeitsdank wird unter Wahrung seiner Selbständigkeit unter dem Ehrenvorsitz des Reichsarbeitsführers Hierl in die Deutsche Arbeitsfront eingegliedert und führt die Bezeichnung „Arbeitsdank in der Deutschen Arbeitsfront". Der Arbeitsdank erfüllt seine Aufgaben im Rahmen der Deutschen Arbeitsfront. Zu diesem Zweck wird der Beauftragte des Reichsarbeitsführers für den Arbeitsdank, Pg. Oberregierungsrat von Hertzberg, in den Stab des Stabsleiters der PO berufen. In den Beirat des Arbeitsdanks e. V. tritt als Bevollmächtigter des Stabsleiters der PO., Dr. Robert Ley, der Reichsschulungsleiter, Amtsleiter der Obersten Leitung der PO, Dr. Max Frauendorfer.

Die Kündigung des deutsch-niederländischen Clearing-Abkommens.

Berlin, 3. November.

Bei ihrer Kündigung des Clearingvertrages mit Deutschland stützt sich die niederländische Regierung, wie das Deutsche Nachrichtenbüro erfährt, auf eine bei Unterzeichnung des Vertrages getroffene Vereinbarung, wonach die Kündigung möglich ist, wenn dem Interesse des niederländischen Zwischenhandels nicht in gebührender Weise Rechnung getragen wird. Bekanntlich sind die deutschen Rohstoffimporteure infolge der geringen Zuteilung von Bardevisen mehr und mehr dazu übergegangen, die Einfuhr von Rohstoffen immer durch Tausch-Verrechnungsgeschäfte vorzunehmen. Die niederländische Regierung vertritt nun den Standpunkt, daß hierdurch die Interessen des niederländischen Zwischenhandels eine Schädigung erfahren und verlangt, daß für den niederländischen Zwischenhandel in einem angemessenen Umfang Bardevisen zur Verfügung gestellt werden. Dies lehnt die deutsche Regierung ab. Sie ist der Auffassung, daß der niederländische Zwischenhandel auf Grund der erwähnten Vereinbarung nur Gleichstellung mit dem übrigen Handel in einem angemessenen Umfange verlangen kann. In der Zurverfügungstellung von Bardevisen, da wo sie für den übrigen Handel versagt werden, läge aber eine Bevorzugung des niederländischen Zwischenhandels. Aus Aeußerungen in der niederländischen Presse war bereits zu ersehen, daß in der niederländischen Oeffentlichkeit über die Abwicklung des Vertrages Unzufriedenheit entstanden war. Offenbar besteht bei dem niederländischen Außenhandel die Befürchtung, daß, ähnlich wie dies bei dem früheren deutsch-niederländischen Abkommen über den Zahlungsverkehr der Fall war, mit einer Verzögerung bei der Auszahlung gerechnet werden müsse. Für diese Befürchtung liegt aber nach deutscher Auffassung kein Grund vor, da von deutschen Schuldnern bei der Reichsbank bisher ein Betrag von 10 Millionen Gulden, von holländischen Schuldnern bei der niederländischen Clearingstelle dagegen ein Betrag von 19 Millionen Gulden eingezahlt worden ist. Wenn von diesem letzteren Betrag von der niederländischen Clearingstelle bisher erst ein Betrag von 3 Millionen Gulden an die niederländischen Gläubiger ausgezahlt worden ist, so ist dies offenbar auf technische Schwierigkeiten bei der niederländischen Clearingstelle zurückzuführen, mit deren Beseitigung bei einem Fortlaufen des Vertrages innerhalb kurzer Zeit hätte gerechnet werden können. Diese Verzögerung der Auszahlung hat in der letzten Zeit bereits dazu geführt, daß holländische Exporteure ihre Lieferungen nach Deutschland von einer vorherigen Auszahlung des Kaufpreises an sie durch die niederländische Clearingstelle abhängig gemacht haben.

Ein neues holländisches Devisen-Clearing-Gesetz.

DNB **Haag**, 3. November.

Wie aus politischen Kreisen verlautet, muß die am Donnerstag erfolgte Einbringung eines neuen Devisen-Clearing-Gesetzes bei der zweiten Kammer mit der Kündigung des niederländisch-deutschen Verrechnungsabkommens in engem Zusammenhang betrachtet werden. Durch diese neue Vorlage erhält die Regierung so gut wie unbegrenzte Vollmachten hinsichtlich der Regelung des Zahlungsverkehrs mit dem Auslande. Insbesondere wird sich das holländische autonome Clearing auf Forderungen aller Art erstrecken. Daneben wird die Errichtung einer Einfuhr- und Ausfuhr-Gesellschaft erwogen, die den gesamten ausländischen Warenverkehr in einer Hand vereinigen und eine genaue Kontrolle über die Herkunft der Einfuhrgüter durchführen will. Schließlich ist eine Verstärkung des Personals des Clearinginstituts geplant. Der Verwaltungsrat ist bereits jetzt erweitert worden.

Aufruf Pirros an die Deutsche Front.

Aeußerste Disziplin.

DNB **Saarbrücken**, 3. November.

Der Landesleiter der Deutschen Front, Pirro, veröffentlicht folgenden Aufruf an die Mitglieder der Deutschen Front:

„Die Lage an der Saar beginnt durch unverantwortliche gegnerische Machenschaften plötzlich sehr ernst zu werden. Die Franzosen drohen mit dem militärischen Einmarsch ins Saargebiet.

Ich verstehe Euch, daß Ihr die Nachrichten über die drohende Besetzung unseres Heimatgaues mit größter Entrüstung aufnehmt.

Ihr fragt Euch mit Recht, wozu wir in den vergangenen Monaten die größte Disziplin wahrten, wozu wir die maßlosen Beschimpfungen unseres deutschen Vaterlandes und unseres Führers durch die rückgliederungsfeindliche Presse und die sich immer häufenden Terrorfälle der Emigranten mit Geduld und Beherrschung ertragen haben.

Ich verstehe auch die bitteren Fragen, die Ihr in diesem Augenblick an die verantwortlichen Behörden richtet, und ich will als Euer Führer sie in aller Oeffentlichkeit selbst stellen; denn wenn im Saargebiet Terror besteht, dann wird er nicht von uns, sondern von anderer Seite ausgeübt.

Ist es den verantwortlichen Stellen bekannt,

daß in rückgliederungsfeindlichen Versammlungen und Zeitungen nun schon seit Monaten in maßloser und verleumderischer Weise gegen das deutsche Volk, das Deutsche Reich und seinen Führer gehetzt wird,

daß in den Versammlungen der Emigranten und unserer Gegner die Verordnungen der Regierungskommission dauernd übertreten werden,

daß die Emigranten planmäßig zum Bandenkrieg ausgebildet werden,

daß die Emigranten das ihnen gegen den Willen der gesamten Bevölkerung gewährte Gastrecht mißbrauchen und durch Unruhestiftung und Terrorfälle die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährden,

daß die Emigranten ihr gefährliches Spiel unter dem Schutz der Bergwerksdirektion treiben?

Ich stelle diese Fragen nicht, um Oel ins Feuer zu gießen und die entstandene Unruhe zu erhöhen. Als Führer der Deutschen Front im Saargebiet bin ich vor Gott und dem deutschen Volk verpflichtet, eindeutig Klarheit in der Frage der Verantwortlichkeit zu schaffen. Die Deutsche Front wird auch weiterhin der Garant für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung im Saargebiet sein,

Bei der Erfüllung dieser Aufgabe kommt sie aber nicht daran vorbei, den zuständigen Stellen die Schwere ihrer Verantwortung vor Augen zu halten. Die Regierungskommission steht vor einer geschichtlich hoch bedeutsamen Entscheidung. Entweder sie bannt — was ihr sehr leicht fallen wird — mit ihren Machtmitteln jeglichen Terror, insbesondere den der Emigranten, sie zwingt endlich die Emigranten, ihre terroristische Tätigkeit zu unterlassen, sie gibt ihnen die unerläßliche Zurückhaltung in allen öffentlichen Angelegenheiten auf, sie verbietet ihnen das öffentliche Auftreten in Versammlungen und das Mitarbeiten an saarländischen Zeitungen — und der ganze Terrorspuk ist verflogen und endgültig beseitigt,

oder sie ruft die französischen Truppen ins Gebiet — dann wird das Unglück, das sie schließlich über Europa und die abendländische Kultur bringt, unabsehbar sein.

Aus heiligstem Verantwortungsgefühl heraus muß ich diese heute einzig mögliche Alternative mit letzter Klarheit herausstellen.

Euch aber, Ihr deutschen Männer und Frauen an der Saar, fordere ich in dieser ernsten Stunde nochmals zur äußersten Disziplin auf. Gewiß, eine solche Aufforderung ist nicht mehr nötig; Ihr habt durch Monate hindurch bewiesen, daß Ihr um Eures Vaterlandes und des Friedens Willen Zucht zu wahren versteht. Bewahrt nun diese Zucht auch weiterhin trotz der ungeheuren Spannung, in die Euch die Bereitstellung einmarschbereiter Truppen an der Grenze des Saargebietes versetzt hat.

Gleichzeitig ordne ich an:

1. Mitglieder der Deutschen Front, die meinem Gebot zuwiderhandeln und keine Disziplin wahren, sind nicht nur aus der Deutschen Front sofort auszustoßen, sondern auch gegebenenfalls der Staatsanwaltschaft zu übergeben.

2. Wer durch eine Anzeige an die Staatsanwaltschaft nachweislich die Verurteilung eines Terroristen, der sich in die Reihen der Deutschen Front eingeschlichen hat, erzielt, erhält von der Deutschen Front eine Belohnung von tausend Franken.

Ich treffe diese Anordnungen nicht, weil ich es für nötig halte, meine Aufforderung, weiterhin Disziplin zu wahren, gleichsam durch Strafandrohung zu bekräftigen, sondern weil ich angesichts der gewissenlosen Mache unserer Gegner zu der Annahme gezwungen bin, daß man Provokateure in unsere Reihen einzuschmuggeln versucht, und diesen verbrecherischen Menschen, die mit dem Frieden spielen, muß das Handwerk gelegt werden.

Saarbrücken, 2. November 1934.

Landesleitung der Deutschen Front.
Pirro,
Landesleiter der Deutschen Front.

Englische Zustimmung zum Saaraufruf Bürckels.

DNB **London**, 3. November.

Die Londoner Presse befaßt sich auch noch am Sonnabend mit der Saarfrage. Die inspirierte Mitteilung in der „Times", daß keine Entsendung englischer Truppen nach der Saar erfolgen wird oder überhaupt vorgeschlagen worden ist, wird vielfach wiedergegeben. Es wird erklärt, die britische Regierung glaube nicht an Verwicklungen, sei indessen mit den französischen Vorsichtsmaßnahmen einverstanden. Der Aufruf des Gauleiters Bürckel wird allgemein als eine von friedfertigem Geist getragene Vorsichtsmaßnahme gewertet. Der Berliner „Times"-Berichterstatter nennt sie den wichtigsten Schritt, der von deutscher Seite zur Sicherung gegen unverantwortliche Handlungen getan worden sei. Hingegen machen sich „Daily Herald" und „News Chronicle" zum Sprachrohr des in London weilenden Separatisten Max Braun, der wieder einmal die ungeheuerlichsten Verdächtigungen gegen Deutschland ausspricht. Der Berichterstatter der „Morning Post" in Rom stellt fest, daß dort kein französischer Schritt bezüglich militärischer Vorbereitungen für einen etwaigen Einfall ins Saargebiet eingeleitet worden ist.

Die französische Verfassungsreform.

Der mutmaßliche Wortlaut der Aenderungen.

DNB **Paris**, 3. Novbr.

Der Ministerrat am Sonnabend soll die Einigung der Kabinettsmitglieder über die Verfassungsreform bringen. Er wird von der Morgenpresse auf Grund der gestrigen Vorberatungen als aussichtsvoll beurteilt. Die vorwiegende Stimmung geht dahin: Der politische Waffenstillstand sei nicht abgebrochen, er sei bloß schwer erschüttert.

Nach dem Kabinettsrat vom Freitag hat Staatsminister Herriot noch bis in die Nacht hinein mit den radikalsozialistischen Regierungsmitgliedern verhandelt. Nach Mitternacht erklärte er kurz: „Wir haben über die Vorlage gesprochen, die am Sonnabend hoffentlich vom Ministerrat angenommen werden wird. Ich beurteile die Lage optimistisch."

Das „Journal" will den Wortlaut der Verfassungsreform, wie sie Ministerpräsident Doumergue vorschlage, angeben können. Sie lautet danach:

1. Zum Anfang des Artikels 6 des Verfassungsgesetzes vom 25. Februar 1875 folgenden Absatz einzufügen:

„Die Zahl der Minister darf 20 nicht übersteigen einschließlich des Ministerpräsidenten, der neben seinem Amt kein Ministerium verwaltet."

2. Den ersten Absatz des Artikels 5 des Verfassungsgesetzes vom 25. Februar 1875 durch folgende Bestimmungen zu ersetzen:

„Der Präsident der Republik kann die Abgeordnetenkammer vor Ablauf ihrer gesetzmäßigen Amtszeit auflösen. Im Laufe des ersten Jahres dieser Amtszeit kann die Auflösung nur auf Grund eines entsprechenden Gutachtens des Senats ausgesprochen werden. In dem darauf folgenden Jahre kann der Präsident der Republik die Kammer ohne entsprechendes Gutachten des Senats auflösen.

3. Artikel 4 des Verfassungsgesetzes vom 25. Februar 1875 durch folgende Bestimmungen zu ergänzen:

„Der Staat sichert den Beamten die Festigkeit ihrer Anstellung und berufliche Garantien. Jede ungerechtfertigte oder verabredete Einstellung des Dienstes zieht den Bruch des Bandes nach sich, das sie mit dem Staat verbindet."

4. Artikel 8 des Grundgesetzes vom 25. Februar 1875 durch folgende Bestimmungen zu ergänzen:

„Abgesehen von den Vorschlägen der Regierung ist kein Ausgabevoranschlag annehmbar, wenn nicht vorher beide Kammern einen Vorschlag über eine entsprechende Einnahme angenommen haben. Wenn der Haushalt eines Jahres von den beiden Kammern nicht vor dem 1. Januar des betreffenden Jahres verabschiedet worden ist, kann der Präsident der Republik durch eine im Staatsrat beschlossene Verordnung den Haushaltsplan des vorausgegangenen Haushaltsjahres ganz oder teilweise verlängern."

Entscheidender Schlag gegen die „schwarze Börse" in Riga.

DNB **Riga**, 3. November.

Die lettländische Regierung hat durchgreifende Maßnahmen gegen die sogenannte „schwarze Börse", den Schleichhandel mit ausländischen Zahlungsmitteln, unternommen. Im Verlaufe des Donnerstag wurde die Kriminalpolizei, verstärkt durch Streifen der Schutzpolizei und durch Zollbeamte, im Zentrum der Stadt eingesetzt und riegelte hier die Haupttreffpunkte der Mitglieder der sogenannten „schwarzen Börse", die Kaffeehäuser usw., ab. In den Kaffeehäusern nahmen die Bamten eine genaue Sichtung der Kassenbestände der Anwesenden vor. Bei dieser Gelegenheit wurden einer ganzen Anzahl von Mitgliedern der „schwarzen Börse" größere Beträge in ausländischen Devisen usw. abgenommen. Auch harmlose Kaffeehausbesucher mußten auf diese Weise solange warten, bis sie durchsucht und als unschuldig befunden waren. Aber auch Privatwohnungen bekannter Devisenschieber wurden einer gründlichen Durchsuchung unterzogen. Die im Besitz ausländischer Devisen angetroffenen Mitglieder der „schwarzen Börse", etwa 200 an der Zahl, wurden auf der Polizeistelle eingeliefert. Der Polizei sind sehr große Mengen ausländischer Zahlungsmittel in die Hände gefallen. Von den etwa 200 Personen waren am Freitag abend noch rund 50 in Haft.

Amerikanischer Außenhandelskonvent fordert Dollarstabilisierung.

§ **Newyork**, 3. November.

Auf der Tagung des amerikanischen Außenhandelsverbandes wurde eine längere Entschließung angenommen, in der dem handelspolitischen Programm Roosevelts grundsätzlich zugestimmt wird. Namentlich die Politik der Gegenseitigkeitsverträge im Außenhandel, der Bankplan und die Förderung der Handelsmarine wurden gebilligt. In der Währungsfrage wird eine Stabilisierung des Dollars gefordert, die für die Wiederbelebung des amerikanischen Außenhandels von wesentlicher Bedeutung sei. Die Entwertung der amerikanischen Währung könne auf die Dauer eine Steigerung der Ausfuhr und eine Zurückdämmung der Einfuhr nicht gewährleisten. Es sei daher notwendig, für dauernd zum Goldstandard zurückzukehren, und zwar unter Zugrundelegung des gegenwärtigen Dollarwerts. Die Stabilisierung soll im Einvernehmen mit England und den anderen Ländern erfolgen. Zur Frage der Auslandsanleihe wird festgestellt, daß diese trotz einiger ungünstiger Erfahrungen nach wie vor ein wesentliches Mittel zur Förderung des Handels darstelle. Eine Erweiterung der Einfuhr sei in geeigneten Fällen der beste Weg, um die Rückkehr blockierter Guthaben zu ermöglichen. Anbaubeschränkungen in der Landwirtschaft schädigten das eigene Land, indem sie zu verstärktem Anbau in anderen Ländern ermutigten.

Fünf Tage in Sturm.

DNB **Bremerhaven**, 3. November.

Der schwedische Frachtdampfer „Stone", der vor etwa 14 Tagen mit einer Ladung Holz in Nantes in See gegangen war, verlor am vergangenen Sonnabend in der Deutschen Bucht seine Schraube und trieb etwa 150 Meilen nordwestlich von Helgoland. Drei in der Nähe befindliche holländische Dampfer nahmen den Dampfer unter schwierigen Umständen ins Schlepp, um den nächsten Hafen anzulaufen. Da Windstärke 9 bis 11 herrschte, brauchten die drei Fischdampfer nicht weniger als fünf Tage, bis sie die Wesermündung erreichten. Verschiedene Male rissen die Trossen, sodaß unter gefährlichen Manövern die Verbindung immer wieder neu hergestellt werden mußte. Am Donnerstag konnte der schwedische Dampfer schließlich auf der Bremerhavener Reede vor Anker gehen.

Neue Rekorde im England-Australien-Flug.

DNB **London**, 3. November.

Die englischer Flieger Jones und Waller trafen auf ihrem Rückflug von Australien am Freitag abend auf dem Flugplaß Lympne ein. Sie benötigten für den Flug England-Melbourne und zurück insgesamt 13 Tage, 6 Stunden, 43 Minuten und 30 Sekunden und für den Rückflug Melbourne-England 6 Tage, 15 Stunden und 39 Sekunden. Die beiden Flieger haben damit zwei neue Weltrekorde aufgestellt.

Kakteenkrieg in Mexiko.

Die mexikanischen Farmer warten sehnsüchtig auf das Eintreffen einer kleinen, sorgsam verpackten Kiste, die von Deutschland nach Mexiko unterwegs ist. Sie enthält Millionen kleiner Mückenlarven, eine Armee winziger Krieger, die zum Kampf gegen die überhandnehmende Kakteenplage eingesetzt werden sollen.

Mexiko ist das Dorado aller Kakteenfreunde. Viele Tausende von Kakteenarten, vom haushohen Säulenkaktus bis zum fingerhutkleinen Zwergkaktus wachsen auf seinem heißen, trockenen Boden. Für den Pflanzer aber sind diese Kakteen eine Plage und während der letzten Jahre haben einige Arten von ihnen sich in bedrohlicher Weise vermehrt. Während die ungewöhnliche Trockenheit allen Kulturpflanzen schweren Schaden zugefügt hat, sind die anspruchslosen Kakteen unaufhaltsam vorgedrungen. Sie überschwemmen die Felder, ziehen die letzte Feuchtigkeit aus dem Boden und ersticken die Anpflanzungen unter ihrem üppigen Wachstum.

Die Farmer haben mit allen Mitteln versucht, der Kakteenseuche entgegenzutreten. Spaten und Hacke versagten gegen den grünen, zähen Wall; da versuchte man es mit dem Feuer. Die Felder wurden angezündet, die Kakteen verbrannten, mit ihnen der Mais und einige Dörfer, doch das Resultat war der Erwartung entgegengesetzt. Bevor die neue Maissaat aufgehen konnte, waren die Felder wieder von Kakteen überwuchert.

Millionenwerte sind von Kakteen schon vernichtet worden und immer noch rollt die grüne Lawine weiter. Die Pflanzer wandten sich in ihrer Not an die Wissenschaftler. Und in Deutschland fanden sie den einzigen Mann, der ihnen vielleicht helfen kann. Ein Berliner Forscher hat in ungeheuren Mengen eine kleine Mücke gezüchtet, deren Larven als Parasiten im Innern der Kakteen leben. Sie fressen die Samen auf, die sonst vom Wind über das Land verweht werden und die schnelle Vermehrung des stachelichen Unkrauts bewirken. Wenn es gelingt, die Mücke in Mexiko heimisch zu machen, wird das einzig wirksame Mittel der Kakteenbekämpfung gefunden sein.

Ein kleines Insekt hat vor Jahren auch Australien vor der Kakteenplage gerettet. Zum Schutz gegen die Kaninchen hatten die Schafzüchter leichtfertigerweise Kakteen als Hecken um ihre Weideplätze angepflanzt. Sie glaubten, damit einen billigen, natürlichen Zaun gefunden zu haben, aber die Hecken breiteten sich mit unglaublicher Geschwindigkeit aus und verursachten bald größeren Schaden als die wilden Kaninchen. Das Unheil schien unabwendbar, da entdeckte man in einigen Bezirken, daß die Kakteen abzusterben begannen. Es wurde beobachtet, daß alle toten Pflanzen vollkommen ausgehölt waren, und schließlich fand man im Innern der Pflanzen unzählige kleine Insektenlarven. Die Parasiten wurden gesammelt und in alle Kakteengebiete versandt — das Land war gerettet.

Die Allerseelenoktav eine geistliche Gnadenwoche.

Papst Pius XI. hat für die Allerseelenoktav „für den ganzen Erdkreis" besondere geistige Gnaden bewilligt.

1. Alle hl. Messen, die während der Allerseelenoktav an irgend welchem Altar für Verstorbene gelesen werden, genießen die geistlichen Gnaden der sog. privilegierten Altäre.

2. An den einzelnen Tagen dieser Oktav kann jeder Gläubige einmal am Tage einen vollkommenen Ablaß für die Verstorbenen gewinnen, wenn er unter der herkömmlichen Bedingungen mit Ehrfurcht und Andacht den Friedhof besucht und dabei, wenn auch nur im Geiste, für die armen Seelen betet.

3. Bei jedem Friedhofbesuch an jedem beliebigen Tag des Jahres, kann jeder Gläubige einen Ablaß von sieben Jahren, aber nur für die armen Seelen gewinnen, wenn er gleichzeitig für die Verstorbenen betet.

Der Reichsarbeitsminister stellt in einem Schreiben an die Landesregierungen und an den Reichsverband der Innungskrankenkassen fest, daß er vorerst zu der Schließung von Innungskrankenkassen seine Genehmigung nicht erteilen werde. Er beabsichtige vielmehr, demnächst eine Uebergangsregelung für diese Innungskrankenkassen zu treffen.

Die richtige Wahl: ODOL ★ ZAHNPASTA ★ Die richtige Wirkung!

Aus Westdeutschland.

Großzügige Arbeitsbeschaffung auf dem Westerwald.

)(**Herborn**, 2. November.

In einer Sitzung des Beirats des Bodenkulturzweckverbandes im Oberwesterwaldkreis, an der Vertreter des Kulturamtes, der Kreisleitungen in Westerburg und Marienberg sowie des Arbeitsamtes Limburg und die Ortsbauernführer teilnahmen, wurden die beim Bodenkulturzweckverband beantragten Notstandsarbeiten in Form von Drainagearbeiten festgelegt. Es wurden 33 047 Tagewerke genehmigt, die etwa 300 Wohlfahrtserwerbslosen Arbeit geben sollen. Insgesamt werden 363,45 Hektar Acker- und Wiesengelände drainiert. Die Gesamtkosten, die die Durchführung dieser Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen erfordern, betragen rund 200 000 RM.

74 000 kg Treibstoff gestohlen.

Hohe Gefängnisstrafen.

Rwd. **Duisburg-Hamborn**, 3. November.

Wir berichteten vor kurzem über die Aufdeckung großer Treibstoffdiebstähle bei der Deutschen Sinclair Petroleumgesellschaft in Duisburg. Dieser Fall stand bereits am Freitag zur Aburteilung vor dem Duisburger Schöffengericht. Angeklagt waren insgesamt 11 Personen, von denen sich sieben als Hehler betätigt hatten. Die vier Hauptangeklagten Schmitz, Fischer, Reinhardt und Zwack waren bei der Deutschen Sinclair Petroleumgesellschaft angestellt. Den Anfang mit den Schiebungen hatte der Angeklagte Schmitz gemacht, der einen Ventilverschluß in der Rohrleitung öffnete und dann Benzin und Benzol abzapfte. Wöchentlich gingen mehr als 100 Liter hinaus. Die Angeklagten Fischer, Reinhardt und Zwack unterstützten die Handlungen des Schmitz. Die Diebesfrechheit ging sogar soweit, daß sie den gestohlenen Treibstoff mit den Autos der bestohlenen Firma den Hehlern frei ins Haus lieferten und zwar zu dem unglaublich billigen Preise von 16 bis 17 Pfennig das Kilogramm. Es konnte nachgewiesen werden, daß 19 000 Liter entwendet wurden. Die Firma selbst beziffert jedoch den Verlust auf 74 000 Kilo. Nur dem Umstande, daß fast sämtliche Angeklagten unbescholten waren, hatten sie es zu verdanken, daß sie diesmal noch verhältnismäßig glimpflich davonkamen.

Das Gericht verurteilte die Angeklagten Schmitz und Fischer zu je 1 Jahr Gefängnis, Reinhardt zu 9 Monaten und Zwack zu 6 Monaten Gefängnis. Von den Hehlern wurden Flader zu 1 Jahr 6 Monaten, Thesen zu 1 Jahr, Mühl und Opping und Wahl zu je 9 Monate Gefängnis verurteilt. Zwei Angeklagte wurden freigesprochen.

F. W. Hankamers Beisetzung.

Rwd **Essen**, 3. November.

Am Vormittage des Allerseelentages fand die feierliche Beisetzung des langjährigen Chefredakteurs der Essener Volkszeitung Fr. Wilhelm Hankamer auf dem Rühle-Friedhof statt. Ein überaus großes Trauergeleit hatte sich eingefunden. Außer den zahlreichen Essener Freunden waren seine früheren Mitarbeiter und Kollegen aus Köln, Düsseldorf, dem ganzen Industriegebiet und vom Niederrhein herbeigeeilt, um dem Heimgegangenen die letzte Ehre zu erweisen. Nach der kirchlichen Einsegnung sprach Schriftleiter Adams im Namen des Vereins Essener Presse und des Vereins der freien Journalisten ehrende Worte der Anerkennung für den Verstorbenen, der als Journalist jederzeit und in jeder Weise ein Vorbild gewesen sei. Hauptschriftleiter Horndasch-Köln rühmte den Heimgegangenen als Charakter, für den nur drei Faktoren richtunggebend waren: Gott, Ehre, Vaterland.

Wertvolle prähistorische Funde.

Rwd **Bernkastel**, 2. November.

In der Nähe des Dorfes Schauren auf dem Hunsrück wurden bei Ausschachtungsarbeiten für einen Hausneubau wertvolle prähistorische Funde gemacht. In geringerer Tiefe stieß man auf eine Grabstätte, die drei Bestattungen enthielt. Man fand drei noch gut erhaltene Urnen sowie einige Speere, ein Handbeil und Ueberreste von Knochen. Die Fundstücke konnten, leidlich erhalten, sichergestellt werden. Sie stammen aus der Latenezeit und fügen sich in einer Reihe bedeutsamer Grabfunde dieser Art im Trierer Land ein. Das Provinzialmuseum Trier wurde benachrichtigt und konnte die Grabungsfunde in Obhut nehmen. In unmittelbarer Nähe dieses Fundortes wurden vor Jahren Gräber, die derselben Zeit angehören, aufgedeckt, sodaß man es also mit einem ausgedehnten Gräberfeld auf den Höhen des Hunsrücks zu tun hat.

Ein Zollbeamter brummt in Vertretung.

Der Dieb fährt dieweilen Motorrad.

Heinsberg, 2. Novbr.

Ein Metzger, der im benachbarten Arsbeck sein Geschäft hat, wurde dieser Tage von einem früheren Gesellen aufgesucht. Der Geselle schlich sich zur nächtlichen Stunde in den Keller und entwendete hier mehrere Schinken, die er in einem Sack mitgehen ließ. Auf der Straße fiel er zwei Zollbeamten auf, die ihn festnahmen. Während nun einer der Beamten den Metzger von dem Diebstahl verständigte, brachte ihn der andere Beamte nach Niederbrüchten zum Wachtlokal. In einem unbewachten Augenblick gelang es hier dem Dieb, durchs Fenster zu fliehen und schloß dann die Tür des Wachtlokals von außen ab, nachdem er sich vorher den Schlüssel angeeignet hatte. Nun saß der Beamte, der die Flucht des dreisten Burschen zu spät bemerkt hatte, selbst in unfreiwilliger Haft und mußte auf die Rückkehr seines Kollegen warten. Inzwischen fuhr der Geflohene mit dem Motorrad eines anderen Zollbeamten auf und davon. Erst als der zweite Beamte zurückkehrte, konnten beide die Verfolgung aufnehmen. In Uheindahlen gelang es ihnen, den Dieb zu stellen.

Der Mainzer Brückenkopf freigelegt.

Mainz, 3. November.

Endlich ist die große Gefahrenstelle am Rheinbrückenkopf bei Mainz, wo sich die sehr belebten Wegstrecken Mainz-Wiesbaden einerseits und Mainz-Frankfurt andererseits, kreuzen und die schon so manchem Autofahrer zum Verhängnis wurde, soweit verschwunden, daß am 18. November mit einem Festakt der großzügige Umbau und Erneuerungsbau der großen Rheinbrücke bei Mainz abgeschlossen werden kann. Nach fast dreijähriger Bauzeit hat die Zu- und Abfahrt, der Fußgängerverkehr und der Straßenbahnverkehr nun eine Anordnung erfahren, die allen verkehrstechnischen und auch allen Sicherheitsansprüchen gerecht wird.

★

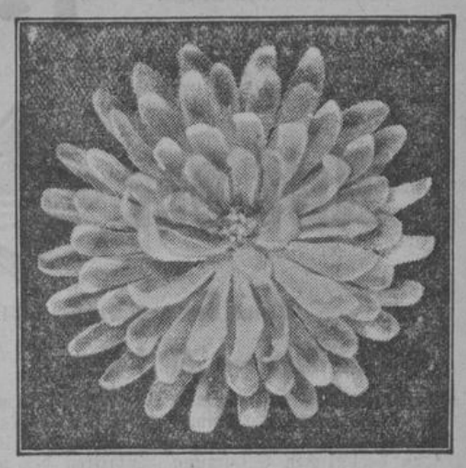
◇ **Essen, 3. Nov. Tagung der Musikbeauftragten in Essen.** Die Sondertagung der Musikbeauftragten für den Gau Westfalen-Niederrhein (Regierungsbezirke Arnsberg, Minden, Münster und Düsseldorf) findet am Montag, 5 11., 10 Uhr, im Weißen Saal des Städtischen Saalbaues in Essen statt.

Rwd **Wittlich** (Bez. Trier), 3. Nov. **Durch elektrischen Strom getötet.** Auf dem Hof des Forsthauses Haidt bei Wittlich ereignete sich am Abend vor Allerheiligen ein schwerer Unglücksfall. Als der Förster abends für seine Holzhauer, die mit dem Schneiden von Holzstämmen beschäftigt waren, eine elektrische Traglampe einschalten wollte, kam er einer schadhaften Stelle der Leitung zu nahe und erhielt einen elektrischen Schlag. Er fiel zu Boden und verschied innerhalb weniger Minuten. Der Förster hatte auf regennassem Boden gestanden und dadurch die Ableitung des todbringenden Stromes verstärkt.

Pferderennwesen auf das Reich übernommen.

Berlin, 1. Nov. Durch eine gemeinsame Verordnung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft und des Reichsministers des Innern ist die Wahrnehmung der Hoheitsrechte auf dem Gebiete des Pferderennwesens und der Leistungsprüfungen für Warmblut- und Kaltblutpferde, die bisher Ländersache war, auf das Reich übernommen worden. Dem Reichsernährungsminister liegt insbesondere die Genehmigung, Inkraftsetzung und Aenderung von Rennordnungen ob. Die Ausführungsvorschriften erläßt der Reichsernährungsminister im Einvernehmen mit dem Reichsinnenminister. Die neue Verordnung, die ein weiterer Schritt auf dem Wege der Vereinheitlichung wichtiger Funktionen im Reich darstellt, dürfte sich gleichzeitig als eine Förderung der deutschen Pferdezucht und des Pferderennwesens auswirken, die nun von höherer Warte aus für das ganze Reich planmäßig durchgeführt werden können.

Das Winterhilfsabzeichen für den November.



Am 1. November-Sonntag wird diese Aster, die in dem Notstandsgebiet von Sebnitz hergestellt wurde und aus Spitze besteht, bei den Haus- und Straßensammlungen für das Winterhilfswerk verkauft.

Sportplakette für die Wehrmacht.

Berlin, 3. November.

Für Bestleistungen bei sportlichen Meisterschaftswettkämpfen der Wehrmacht, des Heeres und der Marine (einschließlich Reit- und Kraftfahrsport) ist die Wehrmacht-Sportplakette geschaffen worden, die vom Reichswehrminister oder im Auftrage des Reichswehrministers den drei Besten eines jeden Wettbewerbes gegeben wird. Die Wehrmacht-Sportplakette ist für alle Meisterschaftswettkämpfe der Wehrmacht oder der Wehrmachtteile einheitlich. Die drei Stufen der Auszeichnung sind äußerlich durch verschiedene Metallarten gekennzeichnet Die Beschriftung der Plakette in Art, Ort und Datum trägt der jeweiligen Meisterschaft Rechnung.

Amsterdamer Sechstagerennen.

Schön-Hürtgen an vierter Stelle.

Amsterdam, 3. November.

Das Rennen begann mit einer fast einstündigen Jagd, die viele Stürze brachte. Der Stand des Rennens wechselte von Minute zu Minute. Runden wurden gewonnen und wieder verloren. Zwischen den einzelnen Wertungsspurts wurden immer wieder Prämien eingelegt, so daß auch das Rennen bis zur Neutralisation dauernd belebt wurde. Bis 5 Uhr morgens waren von der Spitzengruppe 235,390 km zurückgelegt und der Stand folgender:

1. Dewolf-v. d. Heyden 31 Pkt.;
2. Pjinenburg-Wals 18 Pkt.;
3. Buysse-Deneef 14 Pkt.

1 Runde zurück:

4. Schön-Hürtgen 19 Pkt.;
5. Bresciani-Prieto 18 Pkt.;
6. v. Kempen-Slaats 16 Pkt.;
7. Braspenning-Hill 14 Pkt.;
8. Gebr. Broomen 8 Pkt.;
9. Broccardo-Guimbretière 3 Pkt.

4 Runden zurück:

10. Mersch-Jazet 25 Pkt.;
11. Matena-Heßlinga 9 Pkt.;
12. Pellenaers-Bogaert 5 Pkt.

5 Runden zurück:

13. v. Nek-v. Hout 15 Pkt.

6 Runden zurück:

14. v. d. Wulp-Visser 3 Pkt.

Heute beginnt die „Woche des Deutschen Buches".



Die Bücherstube, der Stolz des Hausherrn.

Der unfreundliche Herbst treibt den Menschen ins Haus zurück und öffnet ihm das Paradies der Bücherstube. Voll Stolz zeigt der Hausherr die angesammelten Schätze, von denen jeder ihm ein Stück schönster Erinnerung bedeutet. Die „Woche des Deutschen Buches" vom 4. bis 11. November wird sicherlich manche Veranlassung bieten, neue Erwerbungen für sich zu machen oder gute Bücher als bleibende Andenken zu verschenken.

„Warum schreibst Du nicht – Rolli?"

Roman von Walter Sawitzky.

Copyright: Nationaler Romandienst, Herbert Kühlmann, Berlin-Tempelhof. Nachdruck verboten!

26)

Zu schnell, zu kraß wäre diese Veränderung ihres ganzen Wesens, ihrer gefühls- und verstandesmäßigen Einstellung zu den Grundfragen des ganzen Lebens und Seins vor sich gegangen. Oder haben sich schon früher Ansätze zu einer anderen, laxeren Auffassung gezeigt, und hat er sie bloß nicht genügend beachtet? Nein, wieviel er auch nachdenkt und grübelt, wieviel er sich auch jedes Zusammenseins mit ihr, jedes Ausspruchs von ihr erinnert, er kann nichts finden. Immer nur hat ihre große, reine Liebe zu ihm ihr Handeln bestimmt, ihre hohe, ideale Auffassung vom Leben, seinen Erscheinungen und Aeußerungen! Deutlich erinnert er sich auch ihrer Worte, als das Gespräch auf Charly und die Möglichkeit seiner Reise nach Rom kam: „Ich bin doch die letzte, die einem Geldsack nachlaufen würde!" Ein Rätsel ist es, ein unbegreifliches, unheimliches, ein namenlos quälendes Rätsel.

Brunander leidet unendlich in diesen Tagen. Es will ihm scheinen daß die eine Woche, die er einsam wartend in dem kleinen Hotel verbracht hat, nichts war gegen die Qual, der er jetzt ausgesetzt ist. Damals hatte er doch noch die Hoffnung auf eine Vereinigung mit ihr, wähnte sich sicher in ihrem Besitz! Jetzt aber scheint er sie für immer verloren zu haben, und damit ist ihm das Letzte genommen, was ihm das Leben noch lebenswert macht.

Es kommt noch hinzu, daß er ein Maximum an Selbstbeherrschung aufbringen muß, um in Gegenwart seiner Gastgeber nicht durch seine verzweifelte Stimmung aufzufallen und als unerzogener Mensch oder unbeherrschter Charakter zu gelten. Außerdem scheint es ihm nicht mehr sicher, daß er in seiner jetzigen Verfassung der süßen Carminez noch lange den erforderlichen Widerstand wird entgegensetzen können. Das ist ja alles Unsinn, sagt er in solchen Stunden Liebe, Treue — was hat es damit schon auf sich? Rücksicht auf den Freund? Hat man denn auf ihn Rücksicht genommen? Irgendeiner ist es doch gewesen, der ihm Kiras Liebe genommen hat! Noch ist nichts geschehen, noch darf er Charly frei ins Auge sehen, aber wie lange noch? Er fühlt genau, daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, wann seine Nerven, seine Willenskraft versagen werden, seine Natur, der tödlich getroffene Mannesstolz nach einem Betäubungsmittel greifen wird. Und daher muß etwas geschehen, ehe es zu spät ist!

Es gelingt ihm, sich einmal mit Charly vernünftig auszureden. Er bemüht sich, ihm auseinanderzusetzen, wie bedrückend der gegenwärtige Zustand auf ihn wirken muß. Ohne Verdienst, ohne Tätigkeit sitze er ihm hier auf dem Halse. ein paar Wochen ginge das ja so, aber nun scheint es doch wohl genug zu sein, er müsse daran denken, diesem Zustand irgendwie ein Ende zu machen!

Cassano ließ ihn kaum ausreden. Das seien alles Flausen, überflüssiges Gerede! Es spiele doch gar keine Rolle für den Hausstand, ob Brunander da sei oder nicht, und er ließe ihn unter keinen Umständen fort, ehe er ihm nicht, für die nächste Zukunft wenigstens, die Wege geebnet habe. Aber soweit sei es noch nicht, er müsse sich leider noch ein wenig gedulden! Ob er sich denn nicht wohlfühle in seinem Hause, ob Carminez nicht nett zu ihm sei? Nun also, warum denn diese Ungeduld? Es lebe sich doch ganz nett in Rom!

Am Morgen beim Frühstück findet diese Unterhaltung statt, die einzige Stunde ist es, wo Brunander ungestört mit dem Freunde sprechen kann. Doch nun telephoniert Carminez von ihrem Zimmer aus, ob Herr Brunander so freundlich sein würde mit ihr um zwölf Uhr ins „Grand Hotel del Quirinal" zu fahren, Captain Kelley von der amerikanischen Mission habe angerufen, es sei wegen des Wohltätigkeitsfestes im November.

„Da siehst du" sagt Cassano lachend, „wie nötig du hier bist! Nein, mein Lieber, vorläufig lassen wir dich nicht weg. Aber im Ernst, es tut sich etwas, es macht sich da was, die Dinge stehen gar nicht so schlecht! Und um zwölf Uhr also ins Grand-Hotel, sieh dir den Jungen, den Kelley, mal an, soll ein netter Kerl sein, man könnte ihn vielleicht mal einladen. Also viel Vergnügen und etwas Geduld noch!" Charly klopfte ihm vergnügt auf die Schulter und verläßt das Speisezimmer.

Also wieder heißt es, den halben Tag mit Carminez allein verbringen! Wie kann ein Mann nur so ahnungslos, so blind sein! Zum mindesten gibt es doch unnütze Klatschereien, wenn man die beiden immer und überall zusammen sieht! Brunander ist nicht ganz sicher, ob schon jetzt geredet wird, denn ein Blinder muß ja sehen, welch Geistes Kind die Frau ist! Nun, ihm kann es ja schließlich egal sein! Und ein Gutes hat das ständige Zusammensein mit dieser schönen Frau ja allerdings auch. Brunander wird abgelenkt! Auf eine etwas quälende, enervierende Art, aber doch ist es eine Ablenkung. Carminez wirkt auf ihn, sie wirkt beinahe auf jeden Mann so, man kann jedenfalls in ihrer Gegenwart an keine andere Frau denken, auch an Kira nicht. Man ist durch sie zu sehr in Anspruch genommen, nicht durch Worte, durch Unterhaltung, nein, oft spricht sie lange Zeit nicht, wartet auch durchaus nicht darauf, angeredet zu werden. Es ist die Atmosphäre, die so stark, so besitzergreifend ist, daß kein Raum mehr bleibt für Gedanken an eine andere. Dieser Zwang währt nur so lange sie selbst da ist, nur rein körperlich, und verflüchtigt sich sofort bei ihrer Abwesenheit. Aber es sind doch viele Stunden am Tage, wo Brunander auf diese Weise von seinen Gedanken an Kira befreit wird, und dafür ist er ihr beinahe dankbar. Denn diese Gedanken, das stete Grübeln, muß eines Tages zum Wahnsinn führen! Mit der Tatsache ihres Verlustes müßte man sich eben irgendwie abfinden, man könnte doch vielleicht in Jahr und Tag darüber hinwegkommen. Aber das Unfaßbare, das Unbegreifliche, wie alles so gekommen ist, dieses Nichts-von-ihr-Wissen — das ist eine Qual bis zur Weißglut! Unmöglich kann ihre Liebe erloschen sein ohne Zutun eines anderen; wenn überhaupt, dann liegt nur eine Erklärung für alles. Jemand muß also da sein, der ihm ihre Liebe genommen hat! Wer aber ist es? Wo ist dieser Mann, wo ist sie selbst? Diesen Gegner könnte man niederschlagen, könnte ihn töten, man könnte ihn vielleicht sogar ruhig seines Weges ziehen lassen, wenn man wüßte, daß er es ehrlich meint und ihm Kiras Liebe gehört! Doch man muß um diese Dinge wissen, man muß begreifen, verstehen können. Dann könnte man auch ertragen! So aber greift man ins Dunkle, kämpft gegen Wesenloses, rennt an gegen einen luftleeren Raum.

Brunander steht von seinem Platze am Frühstückstisch auf. Wieder hat er hier eine Stunde oder länger vor sich hingegrübelt, wie so oft in diesen Tagen. Man müßte in die Garage gehen, nach dem Wagen sehen. Da war gestern etwas mit den Zündkerzen, um zwölf Uhr will Carminez fahren. Die Reparatur nimmt auch einige Zeit in Anspruch, ist jedoch zur angegebenen Zeit gerade fertig. Er holt seinen Mantel aus dem Zimmer, fährt den Wagen auf die Straße vor die Gartenpforte und hupt einige Male.

Carminez erscheint sogleich und nimmt neben ihm Platz. Sie hat bereits einen Pelz angezogen und scheint trotzdem ein wenig zu frieren. Sie friert eigentlich immer etwas. Vielleicht ist auch dieses nur der Grund, daß sie sich immer so nahe an ihn heransetzt, wenn sie zusammen Auto fahren. Es ist beinahe etwas lästig. Gleich ist sie wieder da, diese Atmosphäre schweren Parfüms. Und man muß doch aufpassen, man fährt sehr schnell in den Straßen von Rom, es ist nicht gut, solch eine Frau neben sich zu haben, wenn man am Steuer sitzt!

Carminez schweigt zuerst, aber Brunander merkt, daß sie ihn von der Seite unverwandt ansieht. „Du bist eine Katze," denkt Brunander bei sich, gibt Gas und der Tachometer springt auf achtzig. So, das ist gut, bitte also keinerlei Ablenkung! Aber da legt sie schon leicht die Hand auf seinen Arm.

„Bitte nicht so schnell fahren, Rolf!" Seit einigen Tagen sagt sie Rolf zu ihm, hat in Charlys Gegenwart lachend erklärt, Brunander sei zu schwer auszusprechen für sie.

(Fortsetzung folgt.)



Die neue NORA-Serie

in herrlichen Edelholzgehäusen mit neuartiger „Schwarz-weiß"-Stationsskala für hervorragenden, selektiven und klangschönen Fernempfang

NORA-Rienzi
rückkopplungsfreier Zweikreiser
RM 208.- mit Röhren für Wechselstrom

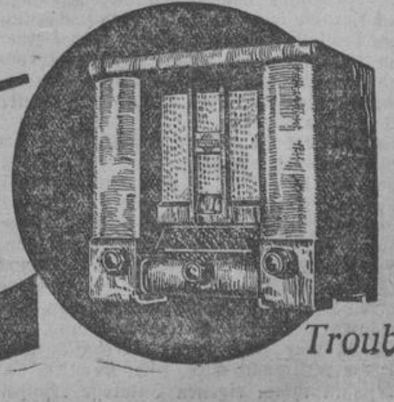
NORA-Troubadour
6 Kreis Superhet
RM 285.- mit Röhren für Wechselstrom

NORA-600
7 Kreis Superhet mit Kurzwelle
RM 336.- mit Röhren für Wechselstrom

Ferner der zehntausendfach bewährte u. unerreichte Einkreiser „200" für Europa-Empfang mit Kurzwelle

Erhältlich in sämtlichen Fachgeschäften

die die Welt überrascht!



Rienzi

Troubadour

Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 4. November 1934.

Allerheiligen — Allerseelen

Die Tage von Allerheiligen und Allerseelen sind mit grau verhangenem Novemberhimmel, bei fallendem Laub und sterbender Natur dahin gegangen. Aber inmitten dieser trüben herbstlichen Stimmung, inmitten der von Regen- und Schneeschauern verhängten Natur, sind auch in diesem Jahre wieder ungezählte Menschen gläubigen Herzens zu den Gottesäckern hinausgeschritten, Blumen und Kränze in den Händen, um sie auf das Grab der toten Angehörigen zu legen. Blumen und Lichter als sprechende Symbole eines Glaubens, der alles Dunkel und alle Nebel dieser Welt überdauert, der wie eine Kraft aus der Höhe weiter blüht, wenn alles irdische Blühen ein Ende nimmt, der weiter strahlt, wenn auch die Wolken noch so grau über der Erde hängen.

Die da in der Einfalt des Herzens der Kirche folgten im erhabenen Festgedenken von Allerheiligen und Allerseelen, das sind die Getreuen, die in Liebe wahrhaft an ihre Toten gekettet sind und des einstigen Wiedersehens mit ihnen im Innern sich getrösten.

Gewiß trugen die verflossenen Tage nach außen den Stempel der Trauer und der Melancholie. Aber für die Kirche waren es Festtage der Liebe, für die es Tod und Vergänglichkeit nicht gibt, denn „Die Liebe höret nimmer auf!“

Jubilarehrung an der Westf. Jute-Spinnerei & Weberei

Zu einer schönen und würdigen Jubilarfeier hatte die Leitung der Westf. Jute-Spinnerei und -Weberei Ahaus das leitende Personal der Firma und die Gefolgschaftsführer eingeladen, die am Donnerstag morgen in dem neuen Konferenzzimmer des Kontorgebäudes zusammenkamen. Es galt hier ein seltenes Jubiläum und zwar das der 50jährigen ununterbrochenen Betriebszugehörigkeit des jetzigen Obermeisters Dietrich Balshüsemann zu begehen. Unter den Anwesenden befanden sich noch 2 Herren, die bereits über 50 Jahre, seit der Gründung der Firma im Jahre 1883, ihre ganze Lebensarbeit und Schaffenskraft in den Dienst des größten Ahauser industriellen Betriebes gestellt haben: Ehrenbürger Fabrikant Isaac van Delden und Buchhalter Fritz Poppe.

Fabrikant Dr. van Delden ehrte den Jubilar Balshüsemann mit trefflichen Worten, stellte ihn als einen Mann des Fleißes, der Pünktlichkeit und des soliden Lebenswandels hin und brachte den Lebenslauf des Jubilars in engste Verbindung mit dem Werdegang und Aufstieg der Firma, die an ihm eine wertvolle Stütze und stets einen treuen Mitarbeiter gehabt habe. Besonders wußte Dr. van Delden die durch die Textilkriegswirtschaft hervorgerufenen Produktionsschwierigkeiten zu schildern, die aber dank der technischen Fertigkeit der Meister bestmöglich überwunden werden konnten. Ein Mann, der stets ein so gesundes und regelmäßiges Leben geführt habe wie Obermeister Balshüsemann, trage im Alter selbst die Früchte und Erfolge seiner Arbeit und seines Lebens. Er wünsche dem nunmehr 68jährigen noch viel Jahre der Gesundheit und Schaffenskraft.

Anschließend nahm Dr. van Delden noch eine zweite Jubilarehrung vor, die dem Meister Fritz Schallenberg galt, der 40 Jahre in treuen Diensten der Firma steht und ebenfalls als ein Werksangehöriger der Treue und des Fleißes hingestellt wurde.

Anschließend wurden die Ehrenurkunden verlesen und überreicht. Neben den kunstvoll ausgefertigten Urkunden der Firma befand sich auch ein vom Führer und Reichskanzler unterschriebenes Dankschreiben für Obermeister Balshüsemann.

Im Namen der Kollegen der Jubilare sprach dann Meister Gerhards, der besonders das gute Verhältnis zwischen Firma, Meistern und Arbeitern hervorhob. Der Jubilar Balshüsemann habe stets Mittel und Wege gefunden, um entstandene Streitigkeiten auf ideale Art zu schlichten.

Zum Schluß des offiziellen Teiles wurde vom Meister Anton Graw als Geschenk der übrigen Kollegen dem Obermeister zu seinem Ehrentage eine wertvolle lange Pfeife überreicht.

Nachdem die einzelnen Teilnehmer an der Ehrung die Jubilare noch persönlich beglückwünscht hatten, blieb man noch einige Zeit in bester Stimmung zusammen. Auch hier zeigte sich, wie verbunden und verwachsen sich die leitenden Betriebsangehörigen und Gefolgschaftsführer mit der Firma fühlen und ein welch mustergültiges herzinniges Vertrauensverhältnis zwischen allen herrscht. Der Gedanke der Volks- und Betriebsgemeinschaft ist hier schon lange auf ideale, vorbildliche Art zur Wirklichkeit geworden. In dem unterhaltenden Teil wußte noch besonders Meister Rüller, der ebenfalls zu den ältesten Werksangehörigen gehört, launige Ausschnitte aus der Geschichte der Firma und seines Lebens zu erzählen, die größte Heiterkeit verursachten. Auch die übrigen Anwesenden wußten durch lustige Beiträge die Feier nach der humorvollen Seite vollends abzurunden.

Stadt und Land, Hand in Hand

Für den Arbeitsamtsbezirk Ahaus sind z. Zt. 500 verheiratete Ruhr-Notstandsarbeiter vorgesehen, und zwar 210 aus Gladbeck, 200 aus Gelsenkirchen und 90 aus Recklinghausen. Im Kreis Coesfeld sind die Arbeiten Ende Oktober mit 125 Ruhrarbeitslosen aus Gladbeck und Recklinghausen aufgenommen worden. Die Leute wurden bei den Bauern untergebracht und verrichten hier Kultivierungsarbeiten, Dränagen und sonstige Meliorationsarbeiten. Im Kreise Ahaus beginnen dieselben Arbeiten am 5. 11. 34 mit 115 Notstandsarbeitern aus Gelsenkirchen. Im Kreise Ahaus wird die Unterbringung größtenteils in früheren Arbeitsdienstlagern erfolgen. Die Ruhrarbeiter werden hier bestens aufgenommen und verpflegt. So helfen die Landkreise die Not in den Industriestädten lindern durch Bereitstellung von produktiven Arbeiten, wohingegen der arbeitslose Industriearbeiter seine Arbeitskraft dem Lande zur Verfügung stellt, um volkswirtschaftliche Werte zu schaffen.

„Stoßtrupp 1917“

Das gewaltige Filmwerk des Weltkrieges „Stoßtrupp 1917“, das am Freitag zur örtlichen Erstaufführung in den Ahauser Concordia-Lichtspielen kommen sollte, war infolge widriger Umstände noch nicht eingetroffen und konnte erst am Samstag zur Aufführung gelangen. Die nächsten Vorführungen sind am heutigen Sonntag nachmittag und -abend, sowie Montag abend. Näheres über Anfangszeiten usw. im Anzeigenteil.

Gronauer Stadt-Rundschau

Aus dem kommunalen Verwaltungsleben

Der Bürgermeister in Gronau teilt mit:

In den letzten Wochen ist die Goorbachbrücke im Zuge des Weges von der Ochtruper Straße am Fürstenbach entlang, durch eine neue ersetzt worden. Die alte Brücke befand sich in einem derart schlechten Zustand, daß sie bei jedem größeren Hochwasser weggespült werden konnte. Es sind massive Widerlager gebaut. Die Tragkonstruktion besteht aus TT-Trägern mit eichenem Bohlenbelag.

Im Zusammenlegungsgebiet Rüenberger Venn sind die Wege und Gräben, die in das Eigentum der Stadt übergegangen sind, in den vergangenen Wochen instandgesetzt worden.

Um dem Landschaftsbild im Rüenberger Venn und Amtsvenn mehr Abwechselung zu geben, ist die Stadt in den letzten Jahren dazu übergegangen, wenigstens die Hauptwege mit Birkenbäumchen zu bepflanzen. Leider mußte die Wahrnehmung gemacht werden, daß mehrere Bäume von böswilliger Hand durch Abknicken und Abbrechen der Zweige zerstört wurden. Die Bevölkerung sollte mehr auf derartige Frevler und Schädlinge achten. Die Polizei wird ihr Augenmerk darauf richten, Rohlinge festzustellen, die Baumfrevel begehen. Die Bauern werden darauf hingewiesen, daß das Treiben von Vieh im Stadtgebiet Gronau verboten ist, denn es wird vermutet, daß ein Teil der Schäden durch freilaufende Tiere verursacht worden ist.

Am Eisenbahn-Haltepunkt Bauverein ist eine neue Wartehalle fertiggestellt worden. Sie bietet mit einer Raumgröße von 2,50 × 4,40 m einer größeren Zahl von Personen Platz und Sitzgelegenheit. Es wird von den Benutzern der Bentheimer Eisenbahn dankbar anerkannt werden, daß diese durch Errichtung des Bauwerks ihren Kunden eine Bequemlichkeit mehr bietet. Die Halle ist in Ziegelrohbau mit flachem Dach ausgeführt und in geschickter Weise aufgestellt, sodaß sie sich mit ihrem angenehmen Äußeren gut der Umgebung einpaßt und auf dem Bahnsteig nicht unnötig Platz fortnimmt.

Die Unbilden des Herbstwetters zeigten, daß das Schieferdach des Rathauses nachgesehen werden mußte, um Unfälle durch Herabfallen von Teilen der Dachdeckung zu verhüten. Aus demselben Grunde werden auch kleinere Reparaturen am Außenputz der städt. Badeanstalt vorgenommen. Auch hier war ein Teil des Putzes locker geworden und drohte herabzufallen, wodurch Passanten hätten gefährdet werden können.

Das Elektrizitätswerk ist ständig bemüht, sein umfangreiches Versorgungsnetz zu verbessern. Es hat in früheren Jahren, in der Kriegs- und Inflationszeit, nicht immer so gebaut werden können, wie es erwünscht und notwendig gewesen wäre. Diese Uebelstände machen sich mit den Jahren stärker bemerkbar und müssen abgestellt werden. Es ist deshalb unvermeidlich, daß gelegentlich der elektr. Strom im Außengebiet für einige Stunden abgestellt wird. Die Bevölkerung wird gebeten, diese kurzen Unterbrechungen in der Stromversorgung, die nach Möglichkeit in eine Zeit gelegt werden, in der praktisch kein Strom verbraucht wird, nicht unwillig aufzunehmen, weil sie in ihrem eigenen Interesse erfolgen. Augenblicklich werden Umbauarbeiten und Verbesserungen in den Transformatorenstationen Tiekerhook, Bismarck, Hindenburg und Deutschlandturm vorgenommen, welche die Betriebssicherheit der Stationen erhöhen. Die Unterbrechungen in der Stromversorgung werden jeweils in die Vormittags- und Mittagsstunden der Sonnlage verlegt.

Auch in dem Versorgungsnetz der Innenstadt wird mit Verbesserungen in den nächsten Tagen begonnen. Der Speisepunkt Rathaus an der Ecke Bahnhofstraße—Mühlenmathe ist mit der fortschreitenden Elektrisierung der Stadt und ihrer Vergrößerung zu klein geworden und sein baulicher Zustand ist schon längere Zeit nicht mehr einwandfrei. Durch die Verkabelungen des letzten Jahres, die so ausgeführt wurden, daß noch eine erhebliche Reserve für die nächsten Jahre vorhanden ist, ist der Zustand dieses Speisepunktes unhaltbar geworden. Eine Erweiterung und Verlegung muß daher erfolgen. Der neue Schrank wird aus dem verkehrsreichen Straßenkreuzungspunkt herausgenommen und direkt an das Rathaus verlegt, wo er unauffällig und ohne Verkehr zu stören, seinen Platz finden kann. Es wird so groß bemessen, daß er für absehbare Zeit ausreicht. Auch ist bei seiner Konstruktion eine evtl. Umstellung der Stromversorgung in einigen Jahren auf Drehstrom bereits berücksichtigt.

Mit der Umgruppierung der baupolizeilichen Zuständigkeiten in Preußen ist auch eine Neuordnung der baupolizeilichen Gebühren angeordnet worden. Gronau gehört zu den sogenannten privilegierten kreisangehörigen Städten, die eine eigene Baupolizei haben. Sie ist aber gezwungen, ihre Gebührenordnung für die Prüfung, Genehmigung und Beaufsichtigung von Bauten usw. der staatlichen Gebührenordnung anzupassen. Die neue Gebühren sind von der Aufsichtsbehörde genehmigt und treten sofort in Kraft. Die Gebührenordnung wird im amtlichen Aushangkasten des Rathauses ausgehängt und kann auch beim Stadtbauamt eingesehen werden.

In nächster Zeit wird Gronau eine neuzeitliche Feuermeldeanlage erhalten. Mit den Arbeiten wird in allernächster Zeit begonnen.

40 Jahre bei der Reichsbahn. Am heutigen 4. November blickt Herr Reichsbahnoberschaffner Paul Roth, Eichenallee, auf eine 40jährige Tätigkeit bei der Deutschen Reichsbahn zurück. Wir gratulieren!

Kartoffelausgabe für die Bedürftigen

Wieder hat sich der Gronauer Bauernstand nach besten Kräften für das Winterhilfswerk eingesetzt, um bedürftigen Volksgenossen der Stadt Gronau Hilfe zu bieten. Schon jetzt sind annähernd 60 000 Pfund Kartoffeln bereitgestellt worden, deren Verteilung durch die NS.-Volkswohlfahrt am

Dienstag, den 6. November 1934

am Schloßkeller beginnt.

Die Ausgabezeiten sind am kommenden Dienstag, vormittags von 8—11 Uhr und nachmittags von 2—4 Uhr. Als Ausweis sind die durch die Post zugesandten Postkarten mitzubringen.

Für jede Familie wird zunächst ein Zentner Kartoffeln ausgegeben. Säcke oder sonstige Behältnisse sind zur Ausgabestelle mitzubringen.

Sprechstunden der Nat.-Soz. Volkswohlfahrt.

Die sich im vergangenen Winterhalbjahr als sehr wertvoll für eine enge Fühlungnahme zwischen der NS.-Volkswohlfahrt und den bedürftigen Volksgenossen unserer Stadt erwiesenen Sprechstunden sollen auch in diesem Jahre wieder eingerichtet werden.

Der Ortsamtsleiter der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, Pg. Goerke, ist jeden Mittwoch ab 18,15 (6,15) Uhr im Büro der NSV., Enscheder Straße am Städt. Fuhrpark für jeden bedürftigen Volksgenossen zu sprechen.

In den Sprechstunden werden Anträge aufgenommen; es wird Auskunft erteilt in allen Fragen der nationalsozialistischen Fürsorge; berechtigte Beschwerden werden nachgeprüft und für Abhilfe gesorgt.

Der Ortsamtsleiter wird allen wirklich bedürftigen Volksgenossen unserer Stadt Rat und Hilfe angedeihen lassen.

Todesopfer der Straße. Vorgestern nachmittag wurde im nahen Oldenzaal ein 40jähriger Radfahrer, der im letzten Augenblick noch vor einem Auto die Straße überqueren wollte, von letzterem ergriffen und so schwer verletzt, daß er am andern Morgen starb. — Der 55jährige Viehaufseher R. aus Winterswyk (Holl.) geriet an einem unbewachten Bahnübergang bei Eibergen unter einen Personenzug. Der infolge Taubheit die Warnungszeichen überhörende Mann wurde sehr schwer verletzt.

*

Soldat und Kämpfer

Das Frontkämpferkreuz dem Frontkämpfer.

Eine berechtigte Mahnung an die Ehrenkreuzbewerber veröffentlicht die „Brennessel“, in der es heißt:

„Um eins möchte ich dich heute bitten, lieber Ehrenkreuzbewerber! Vielleicht bekamst du das Eiserne Kreuz — und nie piffen die Kugeln um deinen Kopf. Vielleicht mußtest du die Leiden des Frontdienstes nicht so bis auf die Neige auskosten, weil du — ohne Zweifel untadelig — ein Amt hinter der Front ausfülltest. Vielleicht hast du in den Kriegsjahren dein festes Quartier, deine Verpflegung gehabt. Bringe alsdann den Mut zur Wahrheit auf, indem du nicht das Ehrenkreuz für Frontkämpfer erstrebst! Sieh, lieber Ehrenkreuzbewerber: Tausende von Frontkämpfern konnten nicht das Eiserne Kreuz bekommen. Für sie wäre das Frontkämpferehrenkreuz das einzige äußere Abzeichen für eine Unsumme von körperlichem und seelischem Leid. Auch ein Ehrenkreuz steht im Symbol des Kreuzgedankens, und vier Jahre lang trugen wir unser Kreuz um des Vaterlandes Willen. Hast du auch vier Jahre lang wirklich ein Kreuz getragen? Hättest du, als wahrheitsliebender Mann, innere Ruhe, wenn du auf deine Brust ein Zeichen trugest, das ein anderer trägt, von dem du weißt, daß er jahrelang als Infanterist von Stellungskampf zu Stellungskampf, von Sturmangriff zu Sturmangriff zog, daß er an seinem Leib Narben trägt, daß er das Leid des Krieges restlos durchmachen mußte? Sei nicht so frevelhaft, beweisen zu wollen, wie gefährdet dein Leben hinter der Front war! Gewiß — du erlebtest Fliegerangriffe, doch die erlebte Saarbrücken 250mal und mit 60 Toten. Du hättest gewiß als Feldgendarm überfallen werden können, du konntest dich als Sanitäter im Seuchenlazarett anstecken. Aber, lieber Ehrenkeruzbewerber, eine Knarre hast du nicht packen müssen beim Sprung gegen die feindliche Stellung. Du warst Soldat, nicht Kämpfer! Bedenke das, wenn du in diesen Wochen dein Gesuch um das Ehrenkreuz einreichst. Wir wollen doch im Dritten Reich ganz wahrhafte Menschen sein!“

Epe

Allerheiligen — Allerseelen

Dreizehnstündiges Gebet in unserer Pfarrkirche.

In unserer St. Agatha-Pfarrkirche fand am Feste „Allerheiligen“ das Ewige Gebet statt. Dieses Fest bringt mit der feierlich gestimmten Liturgie der Kirche die rechte Weihe, die durch die Anbetung der hl. Eucharistie diesen Tag besonders feierlich gestaltet. Es war ein erhebendes Bild, wie in der Frühe die Gläubigen zum Tische des Herrn gingen. Das Gotteshaus nahm sich wunderbar aus in seiner reichen Ausstattung des Altars und des Chores mit Blumen und sattem Grün. Die kirchl. Feierlichkeiten wurden besonders wirkungsvoll bei dem feierlichen Levitenhochamt, das der Pfarr-Cäcilienchor durch den stimmungsvollen Vortrag der mehrstimmigen „Festmesse“ von Jos. Gruber verschönte. Die Betstunden waren tagsüber trotz der unfreundlichen Witterung überaus stark besucht, eine althergebrachte Sitte, wodurch das Treuebekenntnis zu Christus und seiner Kirche aufs Neue dokumentiert wird. In einmütiger und überzeugender Weise weihte sich an diesem Tage die ganze Pfarrgemeinde Christus unserm König. In der feierlichen Schlußandacht am Abend erstrahlte das geräumige Gotteshaus in glänzendem Lichterkranz; die Kirche war überfüllt und so wurden die Gläubigen durch das äußere Gepräge zur frommen Andacht gestimmt. Der Kirchenchor sang einige Sakramentshymnen und am Schluß das wirkungsvolle „Tantum ergo“ von Mitterer. Diese Weihestunde, an der die ganze Pfarrgemeinde geschlossen teilnahm, fand ihren Ausklang mit dem „Te Deum“ und dem gemeinsam gesungenen Schlußlied. Dann zogen die Gläubigen in Scharen zum nahen Gottesacker zu den Grabstätten der lieben Angehörigen. Hier bot sich den Besuchern ein selten feierlich-ernstes Bild durch die zahlreiche Illuminierung und durch Kerzenschein geschmückten Grabstätten. Besonders in diesem Jahre hatte man den Gräbern eine sorgfältige und dem Tage entsprechende Pflege angedeihen lassen, die voll und ganz dem Totengedenken entsprach. Eine nach Hunderten zählende Menge verweilte auf dem Friedhof, um im Gebete ihrer lieben Anverwandten zu gedenken. Am Allerseelentage selbst war das feierl. „Requiem“ für alle Verstorbenen der Gemeinde recht gut besucht und hier kam die Liebe und Treue zu den im Herrn entschlafenen Gemeindemitgliedern zum Ausdruck. Auch tagsüber war der stille Friedhof das Ziel vieler Besucher. Der Tag, der im wahrsten Sinne des Wortes als Totengedenktag galt, wurde mit der Allerseelenpredigt am Abend beschlossen. Nun treten wir wieder ein in den Alltag mit seinen vielen Mühen und Sorgen, doch das Andenken an unsere Toten bleibt für immer bestehen, bis auch wir hinübergehen zum ewigen Vater.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für Politik: Dr. Georg Helder, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptschriftleiters und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Westdeutschland: Otto Heinz Tebbe; für Feuilleton: Peter Schlaus; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Ernst Häfner, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Anzeigenteil: Verlagsleiter Dr. Erich Altmeppen, Münster i. W.
Verantwortl. Schriftleitung für den lokalen Teil: Fritz Schlotjunker, Ahaus, für den lokalen Anzeigenteil: Bernhard Schütte, Ahaus.
Durchschnittsauflage: IX. 1934: **Zeno-Zeitung insgesamt 40456,** enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lüdinghausen, Ahlen, 2863; — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Gescherer Zeitung, Bredener Anzeiger, Stadtlohner Volksblatt), Coesfeld, 5246; — Borkener Zeitung, Borken, 3098; — Bürgerblatt für den Niederrhein und Reeser Tageblatt, Emmerich, 1809; — Dülmener Zeitung, Amtliches Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1736; — Haltener Zeitung, Haltern, 1660; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Eper Volksblatt), Ahaus, 3153; — Münsterländische Volkszeitung (Rheiner Volksblatt), Rheine, 3845; — Emsländische Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1660; — Neuer Emsbote für Kreis Warendorf und Amt Telgte (Warendorfer Kreisblatt), Warendorf, 2491; — Tageblatt für den Kreis Steinfurt (Ochtruper Anzeiger, Wettringer Anzeiger, Metelener Zeitung, Neuenkirchener Zeitung), Ochtrup, 1625; — Volksblatt für Bocholt und den Kreis Borken, Bocholt, 6021; — Volksblatt für Wesel und den Kreis Rees, Bocholt, 950; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borghorst, Greven, Emsdetten, 2297; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2002

Concordia-Lichtspiele
Ahaus
Heute (Sonntag) 3.00, 5.30 u. 8.30 Uhr
Morgen (Montag) abend 8.30 Uhr
Der große deutsche Frontfilm
Stoßtrupp 1917

Vereinshaus Concordia, Gronau
Sonntag, 4. November ab 7 Uhr abends
TANZ
B. Haarhuis.

Suche für sofort ein ehrliches, junges, nettes
Mädchen
für Hausarbeit und zum Bedienen der Gäste.
Offerten mit Bild u. Zeugnisabschriften unter As 903 an die Kreiszeitung in Ahaus.

Jedem der an **Flechten,** Hautausschlag leidet, teile ich gern kostenlos das einfache Mittel mit, durch welches schon unzählige von jahrelangem Leiden oft in 14 Tagen (ohne Diät) vollständig befreit wurden.
Max Müller, Görlitz 0 Seydewitzstraße 12
(Erhältl. i. d. Apoth.)

B. Kauling-Ahaus
Heilpraktiker — Galenstraße 14
Naturheilpraxis für Rheuma-, Ischias- und Gichtkranke.
Sprechstunden: 10—12 u. 4—7 Uhr

Ein Bändchen
der Insel-Bücherei
als Gelegenheitsgeschenk
Preis 80 Pfg.
Vorrätig in der Buchhandlung
Gebr. Lensing
Gronau

Bügel-Fix Rheine
Kunststopferei, Bügel- und Reinigungsanstalt
Annahmestelle für Gronau:
Heinrich Niehoff
Spielwaren, Adolf-Hitler-Str. 14
Annahmestelle für Epe:
Frl. Laurenz, Modistin

Bekanntmachung

Die am 1. Oktober fällige zweite Hälfte der Floglandpächte für Ahaus und Wüllen wird am Dienstag, den 6. November in der Zeit von 10 bis 11 Uhr beim Gastwirt Temme in Wüllen und von 12 bis 6 Uhr beim Gastwirt Wameling in Ahaus in Empfang genommen.

Fürstlich Salm Salm'sche Rentei
Stadtlohn



Wahlen in USA.

Seit Wochen liegt Amerika im Wahlfieber. Mit Spannung sieht man dort dem 6. November entgegen. An diesem Tage werden die Wahlen zum Bundesparlament durchgeführt. Das Repräsentantenhaus, das in den Vereinigten Staaten alle zwei Jahre erneuert wird, erhält ein anderes Gesicht. Um die 435 Sitze des Repräsentantenhauses ist zwischen den beiden großen Parteien der Demokraten und der Republikaner ein heftiger Kampf entbrannt. Zur gleichen Zeit muß aber auch ein Drittel der Mitglieder des Senats neu gewählt werden. Die Amtsperiode der Senatoren dauert sechs Jahre. Alle zwei Jahre wird ein Drittel von ihnen ergänzt. 37 Senatssessel sind jetzt zu vergeben. Doch nicht genug damit — die Wahlen des 6. November haben auch für die einzelnen Gliedstaaten eine hohe Bedeutung. Nicht weniger als 33 Gouverneursposten müssen neu besetzt werden. Eine innenpolitische Entscheidung von größter Tragweite steht also den Amerikanern bevor. Es wird gleichsam Volksgericht gehalten über die bisherige Politik des Präsidenten Roosevelt. Dieser sieht dem Gerichtstag ruhig und gelassen entgegen. Er verfügt im Bundesparlament über eine ganz sichere Mehrheit. Im Abgeordnetenhaus stehen 314 Demokraten nur 116 Republikanern und fünf Landarbeitern gegenüber. Im Senat sitzen 59 Demokraten neben 36 Republikanern und einem Landarbeiter. Diese erdückende Mehrheit zu erschüttern, dürfte der Opposition kaum gelingen.

★

Es gab schon einige Vorgefechte für die Wahlen des 6. November. In einem Staate, im Staate Maine, hat man nach alter Ueberlieferung die Wahlen vor einigen Wochen vorweggenommen. Ein altes amerikanisches Sprichwort sagt: „Wie Maine geht, so geht die Nation!" Maine, früher einmal eine Hochburg der Republikanischen Partei, stimmte diesmal demokratisch. Aus dieser für Roosevelt günstigen Wahl leiten die Demokraten die Hoffnung ab, daß sie auch in den anderen Gliedstaaten mit hohen Mehrheiten rechnen dürfen. Mögen die Anhänger Roosevelts in einzelnen Staaten auch einige Sitze verlieren — Roosevelts Mehrheit bleibt dennoch unerschütterlich. Die Volksstimmung ist für ihn. Roosevelts „soziale Demokratie" hat die breiten Volksschichten gewonnen.

★

Persönlichkeiten bestimmen Art und Weise des amerikanischen Wahlkampfes. Der sprichwörtliche Individualismus des Yankees zeigt sich gerade bei den Wahlen im hellsten Lichte. Wahrscheinlich aus diesem Grunde bringen die Amerikaner den Gouverneurswahlen eigentlich das stärkste Interesse entgegen. Der hitzige Streit um die 33 Gouverneursposten erfüllt jeden einzelnen Amerikaner mit höchster Spannung. Den schärfsten Wahlkampf gab es diesmal in Kalifornien, wo sich der sozialradikale Schriftsteller Upton Sinclair und der frühere republikanische Gouverneur Merriam gegenüberstehen.

Upton Sinclair mit seiner Epic (End Powerty in California) — einer Gesellschaft zur Abschaffung der Armut in Kalifornien — versucht unter Aufbietung aller Kräfte, sich die Sympathien des kalifornischen Volkes mit einem verstiegenen Sozialprogramm zu verschaffen. Seine Aussichten werden aber im allgemeinen als nicht gerade rosig bezeichnet. Obwohl er sich an die demokratische Partei anlehnt und Roosevelts Wirtschaftspolitik verteidigt, hat er mit seinen radikalen Forderungen viele der demokratischen Anhänger verschnupft. Selbst Roosevelt scheint nicht übel Lust zu haben, den unbequemen Apostel möglichst ohne große Aufregung wieder über Bord zu werfen. Voraussichtlich wird also Upton Sinclair am 6. November nicht ans Ziel seiner Wünsche gelangen. Dagegen gilt es als sicher, daß im Staate Oregon ein gewisser Peter Zimmermann, ein unermüdlicher Prediger des Staatssozialismus, das Rennen macht. Im Staate Newyork stehen sich merkwürdigerweise für den Gouverneursposten drei jüdische Kandidaten gegenüber, nämlich der bisherige Gouverneur Lehmann, der republikanische Kandidat Moses und ein sozialistischer Kandidat namens Salomon. Wahrscheinlich setzt sich in Newyork abermals Gouverneur Lehmann durch, zumal er vor seinen Wählern Empfehlungen des Präsidenten Roosevelt ausweisen kann.

★

Zum erstenmal seit langer Zeit werden Parlamentswahlen in USA keinen politischen Erdrutsch hervorrufen. Die Republikaner mögen sich alle Mühe gegeben haben, die Mißstimmung über Roosevelts Politik zu schüren. Sie können den breiten Volksschichten nichts Verlockendes bieten. In der Erinnerung jedes einzelnen Amerikaners steht noch ganz frisch die Hoover-Aera. Hoover tat damals nichts, um der immer größer werdenden Not zu steuern. Franklin D. Roosevelt mag sich in seinen ersten beiden Regierungsjahren oft geirrt haben. Welcher Mensch, welcher tätige Mensch begeht aber nicht einmal Fehler und Irrtümer? Roosevelt brachte wenigstens den Mut auf, den dringlichen sozialen Problemen ins Auge zu schauen. Er versuchte, zum Teil mit einschneidenden Maßnahmen, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen und dem Farmer bessere Lebensmöglichkeiten zu geben. Er lehrte vor allem dem amerikanischen Volke, daß der Staat dazu da sei, in Zeiten der Not für das hungernde und darbende Volk einzutreten. Der Geist Roosevelts hat die Wirtschaft umgestaltet. Amerika galt noch unter Hoover als Vorbild hochkapitalistischer Wirtschaftsformen. Roosevelt wagte es, den Kapitalismus unter das Gesetz sozialer Verantwortung zu stellen.

War auch Peary ein Betrüger?

Der Schwindel um die Entdeckung des Nordpols.

$ **New York**, Ende Oktober.

Wenn die Welt keine anderen Sorgen hätte, würde sie vermutlich in diesem Jahre des 25jährigen „Jubiläums" des Falles Cook in langen Zeitungsartikeln gedacht haben. Vor 25 Jahren behauptete nämlich der Forschungsreisende F. A. Cook, den Nordpol entdeckt zu haben. Seine merkwürdige Schweigsamkeit über die Erlebnisse seiner Arktisfahrt erweckte sehr bald Argwohn, und es dauerte nicht lange, bis Cooks Behauptung öffentlich für unwahr erklärt und der Forscher in Acht und Bann getan wurde. Durch den Spürsinn und den Eifer eines Journalisten wurde erwiesen, daß man einem Schwindler aufgesessen war. Zur selben Zeit kehrte der amerikanische Admiral Peary, der vor einigen Jahren gestorben ist, von einer Nordpolexpedition zurück. Ihm wurde geglaubt, daß er sein Ziel erreicht hatte. Er gilt seit 1909 als der erste Mensch, der am Norpol gewesen sei.

Nun scheint es aber, als ob auch er keineswegs der Entdecker des Nordpols ist. Der Polarhistoriker Gordon Hayes hat eben ein Buch erscheinen lassen, „Die Eroberung des Nordpols", in dem er mit Ueberzeugung nachweist, daß Pearys Erzählungen über seine Wanderung nach dem Nordpol unter keinen Umständen stimmen könnten.. Nach Pearys Angaben hat er für seinen Marsch nach dem Pol von seinem letzten Lager aus knapp 56 Stunden gebraucht. Das Lager aber hätte rund 130 geographische Meilen vom Pol entfernt gelegen, so daß Peary pro Tag etwa 65 Meilen hätte zurücklegen müssen, wobei noch sämtliche Abweichungen vom direkten Weg nicht in Ansatz gebracht sind. Das erklärt Gordon Hayes für vollkommen unmöglich, und zahlreiche Polarforscher pflichten ihm bei.

Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß in den ganzen 25 Jahren, die seit der angeblichen Eroberung des Nordpols verflossen sind, in Fachkreisen immer wieder Zweifel an der Richtigkeit der Berichte Pearys laut geworden sind, daß man aber, offenbar angewidert von der üblen publizistischen Ausbeutung des Falles Cook, darauf verzichtet hat, die Sache in die Oeffentlichkeit zu bringen. Hayes führt eine ganze Reihe von Argumenten gegen Peary an, die restlos stichhaltig sind. Einen Zeugen hat Peary bei seiner angeblichen Wanderung zum Pol nicht gehabt. Sein einziger europäischer Begleiter, Bartlett, blieb Hunderte von Meilen vor dem Pol in einem Lager zurück.

Offenbar bleibt uns nun also wirklich nichts anderes übrig, als die Geschichte der Nordpolentdeckung zu revidieren und als ersten Menschen, der jenen Pol erreichte, nicht Herrn Peary in unseren Lexika zu führen, sondern Admiral Byrd, der 1926 im Flugzeug die nächste Nähe des Pols erreichte.

50-Jahr-Feier der ersten bulgarischen Division.



Mit großer Feierlichkeit wurde soeben in Sofia der 50. Jahrestag der Gründung der ersten bulgarischen Division gefeiert. Aus diesem Truppenteil ist später die bulgarische Armee hervorgegangen. In Gegenwart des Königs Boris und der hohen orthodoxen Geistlichkeit wurde auf einem Kasernenhof in Sofia ein Feldgottesdienst abgehalten, und im Anschluß daran fand die Einweihung von Gedenktafeln statt, auf denen die Namen der Gefallenen aus dem Balkankrieg und dem Weltkrieg verzeichnet sind. Unser Bild zeigt einen Ausschnitt aus dem Festgottesdienst. Links sieht man König Boris und rechts die hohen geistlichen Würdenträger, im Hintergrund die Wände, an denen die Ehrentafeln angebracht sind.

Erklärung Roosevelts zur Gouverneurswahl in Newyork.

$ **Washington**, 3. November.

Präsident Roosevelt verließ am Freitag Washington, um das Wochenende und den Wahltag in seinem Landhaus Hyde-Park im Staate Newyork zu verbringen und dort seine Stimme abzugeben. Vor der Abreise gab Roosevelt die Erklärung ab, daß er für die Wiederwahl des demokratischen Gouverneurs Lehmann stimmen werde, der vier Jahre lang als stellvertretender Gouverneur gute Arbeit geleistet und als Gouverneur große Fähigkeiten sowie Verständnis für die Aufgaben und Sorgen des Staates Newyork bewiesen habe

Diese Aeußerung ist die einzige offizielle Unterstützung, die Roosevelt einem Kandidaten seiner Partei gegeben hat. Sie zeigt, wie sehr ihm daran gelegen ist, daß der Staat Newyork, aus dem er stammt und den er selbst lange Zeit regierte, unter demokratischer Führung bleibt.

Wieder Feldmarschall-Leutnant in Oesterreich.

DNB **Wien**, 3. November.

Im Bundesgesetzblatt ist ein Gesetz veröffentlich worden, durch das der frühere Titel „Feldmarschall-Leutnant" für Generäle des Bundesheeres wieder eingeführt wird, der dem deutschen Generalleutnant entspricht. Die Generäle führen in der zweiten Dienstklasse den Dienstgrad „Feldmarschall-Leutnant". Nach dem Gesetz kann der Dienstgrad „General der Infanterie (Artillerie, Kavallerie)" dem rangältesten Feldmarschall-Leutnant, ferner Generälen verliehen werden, die das Amt eines Ministers oder Staatssekretärs für Landesverteidigung innehaben.

Der Brockenmörder legt Revision ein

DNB **Halberstadt**, 3. November.

Der vom hiesigen Schwurgericht wegen der beiden Raubmorde im Brockengebiet am 26. Oktober zweimal zum Tode verurteilte Angeklagte Gustav Bükermes-Bielefeld hat am Donnerstag gegen das Urteil Revision eingelegt, sodaß die Sache demnächst das Reichsgericht beschäftigen wird.

Enttäuschte Räuber.

Abgerissene Knöpfe als Verräter.

DNB **Wien**, 3. November.

Ein frecher Raubüberfall hat sich in der Nacht zum Freitag auf der Semmeringstrecke der Wiener Südbahn ereignet. Als gegen Mitternacht ein Personenzug zur steilsten Stelle der niederösterreichischen Rampe der Semmering-Bergstrecke bei der Station Wolfsbergkogel kam, sprangen drei Burschen mit Masken auf den Postwagen des Zuges. Zwei Burschen hielten mit einem Revolver den Beamten in Schach. Der dritte durchwühlte die Postsendungen. Zu ihrer Ueberraschung fanden die Räuber aber kein Geld. Wütend sprangen die drei Burschen knapp vor der Station Semmering, wo sich der Zug noch in langsamer Fahrt befindet, wieder ab. Es wurden sofort Gendarmeriestreifen eingesetzt. Es gelang auch, die drei Täter zu verhaften. Sie scheinen auch durch abgerissene Knöpfe, die sie im Eisenbahnwagen verloren haben, überführt zu sein.

Vatertragödie bei dem spanischen Aufstand.



Louis Zamora

In der letzten Sitzung des spanischen Kabinetts kam es zu einer dramatischen Szene, als Präsident Zamora selbst verlangte, daß sein Sohn dem Militärgericht übergeben werden sollte. Der junge 22jährige Louis Zamora hatte bei seinem Regiment in Gaca bei Saragossa sozialistische Reden geführt. Die Verhaftung des Präsidentensohnes wurde bereits durchgeführt.

Der südslawische Regierungskurs.

el **Belgrad**, Ende Oktober.

Die Zusammensetzung des neuen südslawischen Kabinetts, das unter dem Vorsitze des Ministerpräsidenten Usunowitsch neu gebildet wurde, weicht kaum von der Regierung ab, die unmittelbar nach den Begräbnisfeierlichkeiten des Königs Alexander ihren Rücktritt erklärte, um hierdurch dem Regentschaftsrate die Möglichkeit der Bildung eines Kabinettes zu geben, das den Bedürfnissen des Augenblicks entspreche. Es war zu erwarten, daß wiederum Usunowitsch, der Vorsitzende der jugoslawischen Regierungspartei, mit dem Amte des Premiers bedacht wurde, wenn auch unterstrichen werden muß, daß seine neuerliche Berufung als Regierungschef im gegenwärtigen Zeitpunkte ein besonderes Maß des Vertrauens und der Anerkennung bedeutet. Die Tatsache, daß der Ministerpräsident mit unermüdlichem Eifer im engsten Einvernehmen mit König Alexander an der Konsolidierung der nationalen Einheit Südslawiens arbeitete, ließ ihn dem Regentschaftsrate als die gegebene Persönlichkeit erscheinen, das begonnene Werk fortzusetzen, um es womöglich im Sinne des ermordeten Monarchen zu verwirklichen.

Die neue Regierung weist dadurch gegenüber ihrer Vorgängerin eine Veränderung auf, daß die gewesenen Ministerpräsidenten Marinkovitsch, Srchkitsch und General Givcovitsch in das neue Kabinett eingetreten sind, Männer, denen nicht nur das besondere Vertrauen des verstorbenen Königs galt, an die dieser viel mehr immer wieder die Forderung gestellt hatte, das althergebrachte System der Parteiregierungen endgültig auszumerzen und im Interesse der Innen- und Außenpolitik Südslawiens zu einer Regierung überzugehen, die über den Forderungen von Gruppen und Grüppchen stehe. Das diesbezügliche Programm datiert vom 6. Januar 1929 und wurde in der Folgezeit auf ausdrückliche Forderung des Königs zur Anwendung gebracht; seine Ergebnisse im Hinblick auf die nationale Vereinheitlichung des südslawischen Staates sind bedeutend, und besonders die Fortschritte wirtschaftlicher Natur, deren sich das Land seit den ersten Januartagen des Jahres 1929 erfreut, fußen auf Gesetzen und Dekreiten, deren Verwirklichung und Durchführung überhaupt erst durch den neuen Kurs möglich wurde.

Diese überlieferte politische Basis wird die neue Belgrader Regierung auch weiterhin als Ausgangspunkt ihrer gesamten politischen Betätigung benützen. Unmittelbar nach Uebernahme seines Amtes hat Usunowitsch der Oeffentlichkeit die Erklärung abgegeben, daß sein Kabinett sowohl innen- als auch außenpolitisch sich auch nicht um Haaresbreite von der bisherigen südslawischen Politik entfernen werde. Die Regierung, die ein ausgesprochenes Präsidialkabinett darstelle, betrachte die grundlegenden innenpolitischen Reformen des Landes als endgültig abgeschlossen, und zwar in einer Form, die auch nur die allergeringste Abänderung des status quo als gänzlich unmöglich erscheinen lasse. Wenn der Regentschaftsrat in die neue Regierung die bedeutendsten Persönlichkeiten im Zusammenhange mit dem System vom 6. Januar 1929 miteinbezogen habe, so sei das in der Absicht geschehen, Südslawien die Errungenschaften der letzten Jahre und hiermit verbunden die innere Ruhe und Ordnung zu erhalten, die auch in Zukunft die Oberhand bei Vorgängen jedweder Art behalten sollen. Die weitere normale Entwicklung Südslawiens werde ausschließlich durch Ordnung, Einigkeit und engste Zusammenarbeit des ganzen Landes gefördert.

Auf dem Gebiete der Außenpolitik ist die Persönlichkeit des Außenministers Jefftitsch eine sichere Gewähr dafür, daß auch hier keinerlei Kursänderung zu erwarten ist; Jefftitsch wird den außenpolitischen Kurs, den König Alexander selbst festlegte, auch in Zukunft scharf einhalten und so die Ziele des ermordeten Monarchen im Geiste des Friedens, der internationalen Zusammenarbeit und der Ueberbrückung internationaler Schwierigkeiten und Möglichkeiten zu verwirklichen suchen. Besonderes Augenmerk legt die südslawische Außenpolitik auf eine weitgehende Annäherung und Verständigung mit Bulgarien. Der Besuch des südslawischen Königspaares in Sofia und der offene Versuch der Ministerpräsidenten Südslawiens und Bulgariens, die beiden so nahe verwandten Völker einer engen Zusammenarbeit zuzuführen, wird erst in der Zukunft greifbare Ergebnisse zeitigen; jedenfalls ist man sich sowohl in Südslawien als auch in Bulgarien bewußt, daß die beiden Nationen politisch wie wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind und daß eine Annäherung und Verständigung ein Gebot der Stunde ist. Hier zu festen Bindungen zu kommen, ist das erste Ziel der Belgrader Außenpolitik, dem gegenüber alle weiteren Projekte außenpolitischer Natur vorerst zurücktreten müssen.

Drei neue „SABA"-Typen für Alle!



Blick nach draußen.

In anderer Sprache.

Hochzeitsgeschenke an den Herzog von Kent.

Ungeheuer ist die Anteilnahme des englischen Volkes an der bevorstehenden Hochzeit des Herzogs von Kent, des Sohnes des Königs mit der Prinzessin Marina von Griechenland. Aus allen Kreisen der Bevölkerung treffen Geschenke ein. Rührend der Brief eines Arbeitslosen, der eine Postanweisung über 2 Schilling enthielt, die anläßlich der Prinzenhochzeit für das St. George-Hospital bestimmt sind. Der Herzog von Kent ist nämlich der Präsident des Fonds, mit dessen Mitteln das Krankenhaus ausgebaut werden soll. Bisher sind über 6000 Pfund für den Bau des Hospitals eingelaufen. Die größte Gabe stammt von der Firma Sassoon (ein Mitglied der Familie Sassoon ist auch Angehöriger des Britischen Kabinetts). Der Stifter des größten Betrages wird aber keine andere Anerkennung erhalten als der der kleinsten. Der Neubau wird übrigens die Kleinigkeit von 750 000 Pfund kosten, so daß die englische Oeffentlichkeit noch tief in den Beutel wird greifen müssen, bis das Geld beisammen ist. Die Hochzeit des prinzlichen Paares wird einmal in der Westminsterabtei (nach protestantischem Ritus) und ferner in der Kapelle des Buckinghampalastes (nach griechisch-orthodoxem Ritus) stattfinden. Die Kapelle, die bisher hauptsächlich für die Taufe von Mitgliedern der königlichen Familie diente, ist außerordentlich klein und faßt noch nicht einmal 100 Personen. Sie ist durch die Königin Victoria 1843 errichtet worden. Der Altar besteht aus solidem Gold und wird für die Hochzeitszeremonie mit Rosen und Lilien geschmückt werden. Lediglich die britische Königsfamilie und die Gäste von königlichem Rang werden der Trauung in der Buckinghamkapelle beiwohnen. Griechenland wird, obwohl Republik, durch eine Delegation in London vertreten sein und der Prinzessin Marina eine Hochzeitsgabe überreichen lassen.

Englands Pfarrhäuser sind zu groß.

Die englische Pfarrerschaft, namentlich die ländliche, wird außerordentlich stark dadurch belastet, daß die Pfarrhäuser ungeheuer groß sind. Sie sind dazu ausnahmslos noch von gewaltigen Gärten umgeben, deren Erhaltung die Einkünfte der Pfarrer weit übersteigt. Man hat jetzt eine Kommission eingesetzt, um die Sache prüfen zu lassen, und diese Kommission ist zu dem Schluß gekommen, daß nichts anderes übrig bleiben wird, als die überflüssigen Teile der Pfarrhäuser möglichst umgehend abreißen zu lassen. Den zweiten noch möglichen Weg, nämlich für die Pfarrer neue kleine Landhäuser zu bauen und die „weißen Elefanten", wie die Riesenhäuser genannt werden, hält man nicht für gangbar, da die großen Häuser praktisch unverkäuflich sind, zumal sie zum größten Teil gänzlich unmodern sind und sehr wenig Komfort bieten. Jedenfalls würden die Einnahmen aus dem Verkauf der Häuser bei weitem nicht zum Bau neuer Pfarrerwohnungen ausreichen.

Wo kommt das Wort „Snob" her?

Englische Zeitungen haben die Frage nach dem Ursprung des auch bei uns so geläufigen Wortes „Snob" aufgeworfen. Es wurde festgestellt, daß es etwa zu Beginn des verflossenen Jahrhunderts auftam, als an den englischen Hochschulen, wie beispielsweise derjenigen von Oxford, bürgerliche Musensöhne immatrikuliert wurden, die es in ihren adeligen Kommilitonen gleichmachen wollten. Wenn ein solcher sich um die Aufnahme in einen der adligen akademischen Zirkel bewarb, dann wurde hinter seinen Namen die Bemerkung „sine nobilitate" angefügt, zu deutsch: „Nichtadliger". Durch Abkürzung entstand „s. nob". Durch Zusammenziehung entstand dann die Bezeichnung „Snob", die auch heute noch gebräuchlich ist, und worunter man auch noch in gegenwärtiger Zeit jemanden versteht, der mehr scheinen will, als er in Wirklichkeit ist.

Der neue Zigeunerkönig.

In der Nähe der polnischen Stadt Lodz, inmitten herbstlich gefärbter Wälder, wurde Ausgang Oktober der neue König der polnischen Zigeuner, Michael II. Kviek, gewählt. Die Amtshandlung ging unter großen Feierlichkeiten vor sich. „König" Michael II. hat weit ausgreifende „außenpolitische" Pläne. Er hat sich an dem zionistischen Staatswesen in Palästina ein Beispiel genommen und möchte einen Zigeunerstaat unter englischem Protektorat in Indien errichten. Die Zigeuner in aller Welt sollen aufgefordert werden, zu einer Sammlung beizusteuern, deren Ertrag zum Erwerb eines geeigneten und ausreichenden Gebietes verwendet werden soll. Die „diplomatischen Verhandlungen" mit der englischen Regierung sollen demnächst aufgenommen werden.

Eine Maschine zur Lösung von mathematischen Gleichungen.

Zwei Ingenieure des Technischen Instituts zu Massachusetts haben, wie „Newyork Herald" berichtet, eine Maschine erfunden, die es gestattet, mathematische Gleichungen mit mehreren Unbekannten schnell und sicher zu lösen. Der Apparat besteht aus einem System von winzigen Rollen, um welche stählerne Tasten spielen. Er ist umso komplizierter, je größer die Zahl der in der jeweiligen Gleichung befindlichen Unbekannten ist. Mit dem Apparat, der jetzt im Technischen Institut von Massachusetts aufgestellt ist, können einfache Gleichungen mit drei Unbekannten gelöst werden. Die Erfinder der neuen Maschine wollen sie aber so ausbauen, daß man Gleichungen mit bis zu zehn Unbekannten damit lösen kann. Einer der Vorzüge dieser Erfindung ist die Zeitersparnis, die derjenige erzielt, der sie benutzt. Ihre Handhabe ist nicht schwieriger als diejenige einer gewöhnlichen Rechenmaschine, mit der man Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren und Dividieren kann.

Der Wendepunkt des deutsch-englischen Seekrieges.

Englands Preisgabe der südlichen Nordsee im November 1914.

Wenn die deutsche Flotte jetzt gekämpft hätte . . .

Von unserem Marine-Mitarbeitr.

Admiral Lord Beatty an den Ersten Lord der Admiralität Winston S. Churchill am 17. Oktober 1914: „Wir haben uns in ein Gefühl der Sicherheit gewiegt, das trügerisch ist. Die Lage ist so, daß wir keinen Platz haben, wo wir unser Haupt niederlegen können. Wir sind jetzt in Loch Na Keal auf der Insel Mull. Meine Beiboote kreuzen in der Einfahrt. Die Netze sind gesetzt, und die Mannschaft hält sich an den Geschützen klar. Wir haben viel Heizmaterial verbraucht und wollen Kohlen übernehmen, sind aber bereit, jederzeit in See zu gehen. Andere Geschwader befinden sich in derselben Lage. Wir sind seit dem 28. Juli sehr viel gefahren. Allerhand kleine Reparaturen, die wir nicht vornehmen können, häufen sich. Nachts wird Kriegswache gegangen. Die Mannschaft kann es durchhalten, aber die Maschinen nicht. Wir müssen daher irgendwo vier oder fünf Tage sicher liegen können, um Maschinenreparaturen auszuführen. Einen solchen Platz gibt es nicht, und man fragt sich: Wie lange können wir noch fahren? Ich fürchte, nicht lange mehr, da die Notwendigkeit, kleine Reparaturen auszuführen, immer brennender wird. Wir müssen unbedingt einen Stützpunkt haben, der gegen Unterseebootsangriffe einwandfrei geschützt ist."

So hatte es Mitte Oktober 1914 mit Englands „Großer Flotte" ausgesehen. Jetzt, um die Wende von Oktober zu November, stand die britische Admiralität vor der erschütternden Tatsache, daß die Deutschen es nicht nur gewagt hatten, ihre Unterseeboote bis zu den nördlichsten Inseln des britischen Reiches zu senden, sondern sogar durch geheimnisvolle Schiffe das Meer westlich von Schottland und nördlich von Irland mit Minen zu verseuchen begannen. Die Admiralität befand sich in einer außerordentlich peinlichen Lage. Der ganze Ernst des Seekrieges gegen die junge deutsche Flotte war durch den Untergang des Großkampfschiffes „Audacicus" nahe bei Tory-Island vor Lough Swilly am Vormittag des 27. Oktober zu Tage getreten. In dieser kritischen Stunde, in der der Glanz der britischen Seemacht einen schweren Stoß erlitten hatte, stand die Admiralität vor der entscheidenden Frage, wie sie den Seekrieg gegen Deutschland in Zukunft gestalten sollte. Nicht nur die Nordsee, sondern das ganze Meer um die britischen Inseln herum war voll von deutschen Gespenstern. Wo ein englisches Schiff das Meer befuhr, wo englische Flottenformationen im Hafen lagen, überall sah der englische Mariner deutsche Tauchboot-Sehrohre aus dem Meere ragen, und überall glaubte er, ein Torpedo oder rine Minenexplosion werde seinem Schiffe sogleich in dieser Stunde oder noch heute oder morgen das Schicksal bereiten, das am 22. September „Aboukir", „Hogue" und „Cressy", am 14. Oktober der Kreuzer „Hawke" und am 27. Oktober den Dreadnought „Audacicus" ereilt hatte. Viele Verluste dieser Art konnte sich die „Grand Fleet" nicht mehr leisten. Die Versenkungen im September und Oktober waren nicht die einzigen Ausfälle gewesen, durch die die große Flotte geschwächt worden war. Die Dreadnoughts „Inon Duke" und „Ajax" lagen mit Kondensatorhaverien im Hafen; „Orion" und „Conqueror" waren gleichfalls in Reparatur; der Schlachtkreuzer „New Zealand" lag im Dock, die ursprünglich für fremde Staaten gebauten, jetzt für die britische Marine mit Beschlag belegten Großkampfschiffe „Erin" und „Agincourt" waren noch nicht frontbereit. So hatten die Engländer Anfang November nur 17 Schlachtschiffe von 24 und nur 5 Schlachtkreuzer von 9 kampbereit, denen gegenüber Admiral Jellicoe die deutsche Flotte auf 15 Schlachtschiffe und 4 Schlachtkreuzer schätzte. Das war ein für England überaus ungünstiges Ergebnis. In Wirklichkeit war es nicht ganz so ungünstig, wie Jellicoe es sah, denn er irrte sich bezüglich der Zahl der Schlachtkreuzer, von denen nur „Von der Tann" und „Blücher" kriegsbereit waren. Aber trotzdem war der englische Kraftüberschuß verblüffend gering. „Ich entsinne mich nicht, daß die Schwere der Kriegszeit jemals so auf mir gelastet hätte, wie in den Monaten Oktober und November des Jahres 1914" — schreibt Winston S. Churchill, damals Erster Lord der Admiralität, in seinen „Kriegserinnerungen". Das Schicksal hatte sich gegen uns gewandt. Das Bewußtsein, es mit einem schrecklichen Ungeheuer von scheinbar unüberwindlicher Stärke an tun zu haben und überwältigt zu werden, und die ständige nagende Unruhe wegen der Unterseebootsbedrohung der Flotte auf See und im Hafen bedrückte mich. Jede Stunde konnte uns ein Unglück in irgend einem Teile der Welt ereilen. Jeden Tag sah man sich neuen Gefahren gegenüber."

So war in dieser Zeit von einer nennenswerten englischen Ueberlegenheit nicht die Rede. Leider ist sich die deutsche Flottenführung dieser günstigen Gestaltung der Stärkenverhältnisse zwischen der deutschen und der englischen Flotte niemals bewußt gewesen; hat hat immer — mit Unrecht — an eine erhebliche Ueberlegenheit des Gegners geglaubt. Allerdings täuschte Admiral Jellicoe sich erheblich in der Zahl der deutschen Torpedoboote; er rechnete mit 88 Booten, während die deutschen Hochseestreitkräfte für die Verwendung auf dem Kriegsschauplatze der Nordsee nur 49 zur Verfügung hatten, weil bedeutende Teile der Torpedobootflotte im Sund und in der Ostsee stationiert, teils auch auf den Werften lagen oder auch noch im Bau waren. Dennoch aber war bis zu diesem Zeitpunkt die Lage für einen Kampf gegen die „Große Flotte" weit günstiger, als die deutsche Führung glaubte.

Dieser Zustand sollte schnell sein Ende finden. Der Verlust der „Audacicus" hatte der englischen Flottenführung einen beträchtlichen Schrecken versetzt. Schon in wenigen Tagen wurde dieser Vorfall der letzte Anstoß zu einer grundlegenden Aenderung der englischen Seestratogie. Sie ging aus von einer bedeutsamen Denkschrift des Admirals Jellicoe vom 17. Oktober 1914 von Bord seines Flaggschiffes „Iron Duke", in der er keinen Zweifel darüber ließ, daß die bisherige Verwendung der deutschen Tauchboot-, Minen- und Torpedowaffe ihn völlig von der deutschen Ueberlegenheit in dieser Hinsicht überzeugt hatte. Diese Ueberlegenheit in Verbindung mit den deutschen Luftstreitkräften mußte nach Jellicoes Ansicht für die englische Flotte im Falle einer Seeschlacht von verhängnisvollsten Folgen sein. Deshalb müsse sie alles tun, um sich im Ernstfalle außer dem Bereich dieser gefährlichen deutschen Waffe zu halten, und es werde sein Ziel in Zukunft sein, die Schlacht in dem nördlichen Teile der Nordsee zu schlagen, in einer Stellung also, die den englischen Stützpunkten näher liege und havarierten Schiffen die Möglichkeit gäbe, diese Stützpunkte zu erreichen, während sie anderseits die endgültige Vernichtung oder Wegnahme havarierter feindlicher Schiffe sicherstelle und Nachtangriffe deutscher Torpedoboote vor oder nach der Schlacht erheblich erschwere. Auch sei das nördliche Gebiet für die Heranziehung der in der Blockadelinie stehenden Kreuzer und Torpedoboote an die Schlachtflotte vorteilhaft, ohne deren Hilfe ein günstiger Aufmarsch zur Schlacht nicht bewerkstelligt werden könnte. Es sei auch damit zu rechnen, daß die angreifende deutsche Flotte stets mit allen ihren Streitkräften erscheinen werde, und deshalb sei es für die englische Flotte nötig, sich in einen Kampf nur dort einzulassen, wo eine schnelle Zusammenfassung aller ihrer eigenen Streitkräfte möglich sei. Bei der taktischen Bedeutung der U-Boots- und Minenwaffe sei es nicht ausgeschlossen, daß die britische Flotte die deutsche nicht so bald, wie gewünscht und erwartet, zur Schlacht stellen werde, ja, es sei sogar der Fall denkbar, daß sie die Annahme einer Herausforderung durch diese verweigern müsse, um nicht auf Minensperren und U-Bootlinien gezogen zu werden und so vielleicht die Hälfte der Schiffe zu verlieren, bevor die Geschütze überhaupt noch das Feuer eröffnet hätten. Ein solches Ausweichen müsse zwar den Gefühlen aller britischen Seeleute auf das Höchste zuwider sein, aber jetzt komme es nicht darauf an, sondern auf die Abwehr neuer und noch nicht erprobter Methoden der Kriegführung. Dabei müsse der Führer schon einmal vor Uneingeweihten ein Odium auf sich laden: „So lange ich das Vertrauen Euerer Lordschaften habe, beabsichtige ich, dem nach meiner Auffassung allein zweckmäßigen Kurse zu folgen, die feindliche Schlachtflotte zu schlagen und zu vernichten ohne Rücksicht auf die Meinung und Kritik von Ununterrichteten."

Jellicoes Schreiben fand die vollständige Billigung der Admiralität. Von ihrem Antwortschreiben vom 7. November 1914 ist jene anfangs erwähnte Aenderung der britischen Strategie zur See zu datieren. Während die englische Flotte sich bis Ende Oktober bereit gezeigt hatte, jedem Vorstoß der deutschen Streitkräfte in die Nordsee, insbesondere gegen den Aermelkanal, entgegenzutreten, während ferner jede Ueberführung größerer Truppenmengen nach dem Festlande automatisch zu einer engeren Umklammerung der Deutschen Bucht mit allen verfügbaren britischen Seestreitkräften geführt hatte, begann nunmehr, von der Admiralität ausdrücklich gebilligt, eine Zeitspiel größerer Zurückhaltung der britischen Flotte unter Preisgabe der südlichen und mittleren Nordsee. Sie konnte es wagen, nachdem die Kanalhäfen endgültig gesichert und die Lage der Ententefront in Flandern und Frankreich wieder hergestellt war, vor allem aber, nachdem sich gezeigt hatte, daß auch die deutsche Flotte eine erheblich geringere Offensivkraft bewies, als man ursprünglich — mit Recht — von ihr erwartet hatte. „Bis Ende Oktober 1914 konnte die deutsche Flotte mit ziemlicher Sicherheit an jedem Tage, den sie wählte, die Schlacht auf der Linie Terschelling-Horns-Riff haben", nach dieser Zeit war ihr der Kampf, auch wenn sie ihn suchte, wesentlich erschwert, wie die Vorgänge vom 16. Dezember 1914 (Vorstoß der deutschen Hochseestreitkräfte gegen die englische Küste), 24. Januar 1915 (Seeschlacht bei der Doggerbank) und die Skagerrak-Schlacht am 31. Mai 1916 zeigen sollten. „Niemals aber konnte sie den Kampf wieder unter den günstigen Bedingungen der ersten Kriegsmonate führen, und niemals konnte ein deutscher Seesieg so weitgehende Folgen haben wie im Anfang" — so schreibt das amtliche deutsche Seekriegswerk des Marine-Archivs! „die Gründe, warum er nicht angestrebt wurde, lagen in erster Linie in dem Festhalten an einem Operationsbefehl, dessen Voraussetzungen sich schon in den ersten Kriegswochen als irrig erwiesen hatten, zum Zweiten in der Neigung des Chefs des deutschen Admiralstabes, Admiral von Pohl, unter dem Einfluß des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg und des Chefs des Marinekabinetts Admirals von Müller, immer wieder äußerste Zurückhaltung anzuempfehlen, positive Befehle aber nicht zu erteilen, und schließlich in der Haltung des Flottenchefs, Admiral von Ingenohl, selbst, der seit der Kaiserlichen Entscheidung vom 6. Oktober („die Flotte zunächst in ihrem Bestande zu erhalten und sie nicht der Gefahr einer Schlacht mit überlegenen feindlichen Streitkräften auszusetzen") alle Weisungen von oben erwarten zu müssen glaubte." So hatte die junge deutsche Flotte den günstigsten Zeitraum, sich mit der englischen Flotte in einer entscheidenen Seeschlacht in der Nordsee zu messen, verpaßt. Eine ähnliche Gelegenheit sollte sie während des ganzen weiteren Verlaufs des Weltkrieges nicht wieder finden.



WIE EIN MEISTER

des Weltem„fangs erobert der TELEFUNKEN-»Meistersuper« im Handumdrehen die Welt. Er hat den 4fachen Süperschutz und die trennbesseren H-Eisenspulen. Das macht ihn so trennsicher, spielsicher, zukunftssicher. Er kostet einschl. Röhren RM 284,– bzw. 289,–.

TELEFUNKEN
DIE DEUTSCHE WELTMARKE

Die „Silberzigarre" rast durch Amerika.

$ **Newyork, Ende Oktober.**

Vor einigen Tagen ging die Nachricht durch die Blätter, daß ein amerikanischer Schnelltriebwagen die Strecke zwischen Los Angeles und Newyork in der Rekordzeit von 56 Stunden und 56 Minuten zurückgelegt hat. Diese phantastische Fahrt war lediglich die Generalprobe für einen regelmäßigen Blitzverkehr, der in Zukunft die atlantische und die pazifische Küste der Vereinigten Staaten miteinander verbinden wird. Sofort nach der erfolgreichen Probefahrt wurden drei weitere Züge derselben Bauart in Auftrag gegeben und schon im Februar soll die schnellste Eisenbahnlinie der Welt für den regelmäßigen Verkehr eröffnet werden.

Eine jubelnde, vieltausendköpfige Menschenmenge empfing die „Silberzigarre" wie der Rekordzug nach seiner Form in Amerika allgemein genannt wird, als sie fast lautlos in den großen Zentralbahnhof im Herzen Newyorks einrollte, knapp 57 Stunden nach der Abfahrt in Los Angeles. Der Blitzzug hatte den nordamerikanischen Kontinent in seiner vollen Breite mit einer durchschnittlichen Stundengeschwindigkeit von 193 Kilometern durcheilt; die Höchstgeschwindigkeit lag weit über 250 Stundenkilometern. Wenn nicht die Beschaffung des Unterbaus auf großen Teilen der Strecke verhindert hätte, dauernd die Höchstleistungen aus dem Triebwagen herauszuholen wäre die rasende Fahrt zweifellos noch schneller verlaufen.

In Amerika betrachtet man die Einführung der Blitzverbindung Newyork—Los Angeles als eine Abwehrmaßnahme der Eisenbahn gegen die zunehmende Konkurrenz des Flugzeuges auf langen Strecken. Die Beförderung mit den „fliegenden Zügen" wird nicht teurer sein, als auf den bisher auf der Strecke verkehrenden Expreßzügen. Der Fahrgast wird in Zukunft 28 Stunden sparen, — die bisherige kürzeste Fahrzeit betrug 84 Stunden — ohne daß ihm dadurch ein Pfennig Mehrkosten erwachsen.

Die „Silberzigarre" besteht aus einem Triebwagen, drei luxuriös eingerichteten Schlafwagen, einem Speisewagen und einem Gepäckwagen. Der ganze Zug ist einheitlich nach den Gesetzen der Stromlinie verkleidet, so daß er den Eindruck eines langgestreckten Pfeils von mehr als hundert Meter Länge macht. Er kann 120 Passagiere aufnehmen gegenüber 100 Fahrgästen, die der Los-Angeles-Expreß mitführt, und seine Betriebskosten betragen nur 40 bis 50 Prozent derjenigen eines normalen Schnellzugs.

Die ungeheuerliche Schnelligkeit und auch die Wirtschaftlichkeit verdankt der Rekordzug den Dieselmotoren von 900 PS Stärke, die ihn antreiben. Um dieselbe Energieleitung bei einer Dampfmaschine zu erzielen, müßte sie 3000 PS stark gebaut werden. Es ist nicht zu verkennen, daß die deutsche Erfindung des Dieselmotores berufen ist, im Schnellverkehr der Zukunft eine entscheidende Rolle zu spielen. Er hat sich im deutschen Kraftwagenbau und im Schnellverkehr der Eisenbahn bestens bewährt, er wird das neue deutsche Großluftschiff über die Meere tragen und wie das amerikanische Beispiel zeigt, ist er auf dem Wege, die Welt zu erobern.

Hundertmal Bremen-Newyork.

DNB **Bremen, 3. November.**

Schnelldampfer „Bremen", das Flaggschiff des Norddeutschen Lloyd, ist am Freitag vormittag unter Führung von Kapitän Ziegenbein aus Bremerhaven zu seiner hundertsten Fahrt nach Newyork ausgelaufen. Das Schiff wurde am 19. Juni 1929 auf der Linie Bremen—Newyork in Dienst gestellt. Bereits auf dieser ersten Reise erwarb sich Schnelldampfer „Bremen" das „Blaue Band des Ozeans".

Die bunte Welt.

Die Regierung in Guatemala führt seit Jahren einen wenig erfolgreichen Kampf gegen das mangelhafte Verständnis der Bevölkerung für Fragen der Hygiene. Um wenigstens bei der Jugend modernere Auffassung für die Gesundheitspflege durchzusetzen, hat das Unterrichtsministerium eine originelle Verfügung erlassen. Das Schulgeld wird in Zukunft nach der körperlichen Sauberkeit der Schüler gestaffelt werden. Die Lehrer erteilen täglich Sauberkeitsnoten und wer am Jahresende ein gutes Reinlichkeitszeugnis hat, erhält einen erheblichen Schulgeldnachlaß.

★

Ein Erpresser, der eine Anzahl von Bäckermeistern um ganz hübsche Beträge geprellt hat, hatte sich vor dem Gericht in Riga zu verantworten. Er arbeitete nach der Methode, in Brote, die er bei verschiedenen Bäckern kaufte tote Mäuse hineinzupraktizieren. Kurze Zeit nach dem Kauf erschien er dann in der Bäckerei und erklärte, die Sache zur Anzeige bringen zu wollen. Gegen ein gutes Schweigegeld fand er sich dann bereit, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Der Schwindel glückte bei 10 Bäckereien, erst in der elften schöpfte man Verdacht.

★

Zwischen einem Newyorker Verkäufer und einem Budapester Feinmechaniker ist ein erbitterter Kampf um den Weltrekord im Turmbau aus Dominosteinen entbrannt. Der Amerikaner hat sich gerühmt, 139 Dominosteine senkrecht aufeinandergestellt zu haben, worauf der Ungar diese Leistung mit einer Pyramide von 140 Steinen überbot. Die Konkurrenz geht aber weiter. Die amerikanischen Zeitungen haben festgestellt, daß ein „normaler Mensch" höchstens 30 Steine aufeinandersetzen könne.

Wetterbericht.

× **Essen, 3. November.**

Vorhersage für Sonntag: Vorwiegend südliche Winde, nach heiterer, sehr kalter Nacht mit verbreitetem Frost tagsüber Bewölkungszunahme und Temperaturanstieg. In den Morgenstunden vielfach neblig.

Vorhersage für Montag: Um Südwest schwankende Winde, zeitweise heiter.

Kann es etwas Wunderbareres geben als über Raum und Zeit mit dem Geist großer Menschen verbunden zu sein? Ist es nicht so, als ob wir Zwiegespräche mit Walter von der Vogelweide, Hans Sachs, Schiller oder Goethe hielten, wenn wir die Werke ihres Geistes aufschlagen? Oder ist es nicht wie das beglückende Gefühl der persönlichen Aussprache, wenn wir das Buch eines lebenden Schriftstellers lesen?

Wer den Geist der Großen liebt und sich am Schönen erfreuen, wer das Leben und die Kämpfe der Menschheit in allen Tiefen und Höhen erleben will, wird ein Freund des Buches sein, wie das Buch sein Freund sein soll. Bücher sind treueste Freunde; sie stehen immer bereit, in guten und bösen, in heiteren und trüben Tagen. Bücher sind die besten Waffen und Rüstungen im Kampf der Geister. Ihr persönlicher Besitz bringt sie uns erst recht nahe. Darum erwerbt gute deutsche Bücher, hütet sie und haltet ihnen die Treue!

Das deutsche Buch ist Wahrer und Hüter des deutschen Geistes.

(gez.) Dr. Wilhelm Frick,
Reichsminister des Innern.



Hermann Neef auf der Beamtenkundgebung in Münster.

-pwn- Am Montag, den 5. November, findet — wie wir bereits berichtet haben — eine große Treuekundgebung der Beamtenschaft in der Münsterlandhalle in Münster statt. Auf dieser sprechen Gauleiter Reichsstatthalter Dr. Meyer und Pg. Neef, der Leiter des Amtes für Beamte der Obersten Leitung der PO der NSDAP, Leiter des Reichsbundes der Deutschen Beamten. Pg. Neef eröffnet gleichzeitig mit seinem Vortrag über „Die Aufgaben des Beamten im Dritten Reich" das Wintersemester der Verwaltungsakademie in Münster.

Die Kundgebung wird durch einen großen Fackelzug eingeleitet, an dem sich auch die SA, SS, HJ und der Arbeitsdienst beteiligen. Die Formationen treten in der Reihenfolge: SA, HJ, Arbeitsdienst, Beamtenschaft, SS um 19 Uhr an den ihnen durch die Kreisamtsleitung zugewiesenen Plätzen an den Zugängen zum Ludgeriplatz an und marschieren um 19.30 Uhr durch die Ludgeristraße über Prinzipalmarkt, Salzstraße, Adolf-Hitler-Straße, Horst-Wessel-Straße zur Halle Münsterland.

Pg. Neef und Gauleiter Pg. Dr. Meyer werden vor dem Stadtweinhaus den Vorbeimarsch abnehmen.

Von dieser Treuekundgebung, an der außer den Kreisen Münster-Stadt und Münster-Land auch die Kreise Lüdinghausen, Coesfeld, Ahaus, Steinfurt, Tecklenburg und Warendorf teilnehmen, wird sich kein Beamter ausschließen. Denn zum Beamtenbegriff gehört in erster Linie Treue, die von dem Beamten als Diener am Volke und als Mittler zwischen Volk und Regierung unbedingt verlangt wird.

Deutsche Volksgenossen!

Wir stehen mitten im Kampf um die deutsche Saar, mitten im Aufbau des großzügigen Winterhilfswerks für unsere Westmark! Mit dem sehr schnell vergriffenen Saarabstimmungskalender haben wir die große Aktion für die Saarhilfe eingeleitet. Genau wie beim Saarabstimmungskalender wird auch der Reinertrag des Jahrbuches „Unsere Saar 1935" ausschließlich der Saar zugute kommen. Gern und freudig wird dazu jeder deutsche Volksgenosse mit dem Erwerb dieses Jahrbuches seine Verbundenheit mit dem Saarkampf und seine Opferbereitschaft bekunden, nachdem der Aufbau eines eigenen Winterhilfswerks an der Saar unmöglich ist.

Das Jahrbuch 1935 ist als vorbildliches Aufklärungswerk eine glückliche Fortsetzung des Abstimmungskalenders; es soll in jedem deutschen Wohn- und Arbeitsraum im Jahre 1935, dem Jahr des Wiederaufbaus an der Saar, an die naturgewollte Zusammengehörigkeit von Reich und Saar mahnen. Das Jahrbuch „Unsere Saar 1935" enthält neben dem Kalendarium mit seinen Hinweisen auf die einzelnen Etappen des Abwehrkampfes eine Reihe bedeutsamer Beiträge über Leben und Schaffen an der Saar. Lebensvolle Bilder veranschaulichen auf über 100 Seiten die völkischen, politischen und wirtschaftlichen Werte unserer Westmark; sie kennzeichnen die Saar als den unerschütterlichen Pfeiler im jahrhundertelangen Grenzkampf um Heimat, Boden und Volkstum. Eingedenk dieser Tatsache soll jeder deutsche Volksgenosse durch den Erwerb des Saarjahrbuches diesen heroischen Kampf unterstützen!

Heil Hitler!

Saarbrücken, den 25. Oktober 1934.

Jakob Pirro,
Landesleiter der Deutschen Front.

Anweisung der Gebietsführung Westfalen für das WHW.

Gebietsführer Langanke erläßt einen Aufruf, in dem es u. a. heißt:

Die nationalsozialistische Jugend hat nach Vereinbarung mit den Gauamtsleitungen Westfalen-Nord den Abzeichen- u. Plakettenverkauf im diesjährigen Winterhilfswerk übernommen. Wir geben anschließend die Termine hierfür bekannt. Wir erwarten von allen Mitgliedern der HJ, des BDM und DJ restlosen Einsatz.

Am 4. November 1934, 2. Dezember 1934, 1. Januar 1935, 3. Februar 1935 und 3. März 1935 wird für das Winterhilfswerk gesammelt (Plakettenverkauf), und zwar sammelt am 4. November das Jungvolk, am 2. Dezember der BDM, am 1. Januar die LJ, am 3. Februar die Jungmädel, am 3. März das Jungvolk.

Am Tage vor der offiziellen Sammlung, also jeweils am Samstag, sammeln bei der Hitlerjugend das Jungvolk, beim BDM die Jungmädel 2 Stunden. Beim Jungvolk und bei den Jungmädeln sammeln dieselben jeweils am Samstag (Staatsjugendtag) selbst. Für den Samstag erhalten die Jungen und Mädels Plaketten von der Organisation, die am Sonntag sammelt.

Gedächtnisstunde für die Gefallenen des Weltkrieges und der Arbeit.

‡ Münster, 3. Nov.

Wir leben im 20. Jahre der Erinnerung an den Ausbruch des Weltkrieges. Liebe zum Volk und Vaterlande ließ mehr als 10 000 unserer Brüder ausziehen, um Volk und Land zu schützen. Liebe zum Volk aber ist es auch, die Tausende sich opfern läßt im gefahrvollen Berufsleben. Mehr als 10 000 aus den Reihen des katholischen Werkvolkes sind den Opfertod für uns gestorben. Ihnen allen gilt die „Heilige Gedächtnisstunde" am 21. November (Buß- und Bettag) im Hohen Dom zu Münster. In tiefer Dankbarkeit will das katholische Werkvolk in der Turmkapelle des Hohen Domes den Grundstein in geheiligter Erde legen, die von den Massengräbern der toten Söhne geholt wird, zu einer Gedächtnisstätte für alle Zeiten, die vom Opfertod der Männer, die für ihr Volk und Deutschland starben, künden soll.

Die Idee der „Heiligen Stunde" ist aber so gewaltig und so stark, daß sie zu einer großen Gedächtniswallfahrt des katholischen Werkvolkes am 21. November den Anstoß gab. In allen Orten der Diözese rüstet man, das Werkvolk und besonders auch die Angehörigen, deren Namen in das Heldengedenkbuch eingetragen sind, um im Hohen Dom am 21. November dabei zu sein, wenn der Hochw. Herr Bischof Clemens August durch seine Anwesenheit und Ansprache, sowie Segnung des Heldenbuches und der Gedächtnisstätte die toten Brüder des Werkvolkes ehrt; wenn Dompropst Dr. Donders den toten Söhnen der Kirche und des Volkes die Gedächtnispredigt halten wird.

Anmeldungen zu der Gedächtniswallfahrt nehmen alle Arbeiterpräsides, sowie die Sekretariate entgegen. Die Gebetstexte, welche eigens für die große „Heilige Stunde" geschrieben sind, sind auch zum Preise von 10 Pfennig durch die Sekretariate zu beziehen.

Höchstleistung im Zirkus Straßburger.

Am Samstag abend war Galapremiere im „Zirkus Straßburger". Gleich beim Eintritt war man gefangen von dem eigenartigen Reiz, den ein Zirkus nun einmal ausübt. Man fühlt sich unwillkürlich angehaucht von dem alten romantischen Zirkuszauber und man verspürt ein unerklärliches Gefühl der Spannung.

In der Manege war bereits das Schutzgitter für die Raubtierdressuren aufgerichtet. Ein Klingelzeichen ertönte, und schon erschienen in der Manege 14 prächtige Löwen, ausgewachsene starke Exemplare mit ihrem Lehrmeister, dem bekannten Tierlehrer Gustav Orth. Die gelben Katzen folgen willig dem Winke ihres Bändigers, bauen Pyramiden, und nur zeitweise verrät bösartiges Knurren und Fauchen die ungebärdige Wildheit des Wüstenkönigs. Zum Schluß trägt der Dompteur den größten seiner Schützlinge unter dem Jubel der Mengen auf den Schultern aus der Manege.

Es folgen Straßburgers radfahrende, tanzende und rollschuhlaufende Bären. Man sieht es den Tieren an, daß sie unter ihrem Lehrer Franz Adamski mit Lust und Liebe bei der Sache sind. Die „12 Hoeit" erregen mit ihrem einzigartigen Luftzahnkraftakt große Bewunderung. Ihre gleichmäßigen Bewegungen in der Höhe der Kuppel bieten im Lichte der Scheinwerfer einen herrlichen Anblick. Auch die Reitkünste der „2 Maximilians" auf zwei Pferden reißen das Publikum zu lebhaftem Beifall hin. Nicht minder gut ist eine von zwei Komikern gerittene Parodie dieser Darbietung, wahre Lachstürme durchbrausen das Zelt. Die beiden Cavallinis, zwei italienische Clowns, sorgen dafür, daß auch die Liebhaber des derben Humors auf ihre Kosten kommen. Zahlreiche Tricks und Sketchs sind voll neuer und origineller Einfälle.

Was wäre ein Zirkus ohne Pferdedressuren! Zirkus Straßburger zeigt unter der Leitung von Direktor Karl Straßburger und Herrn Hans Straßburger wundervolle Freiheitsdressuren, die das Auge jeden Liebhabes des edlen Pferdes leuchten lassen. In bunter Folge sieht man Paarungen von großen Hengsten und Shetlandponnys, Lipizzaner, die Walzer tanzen, schwere dänische Brauerpferde, 10 russische Falben und endlich „Boy", ein englisches Polopony, das sich als Pistenläufer produziert. Den Höhepunkt der Pferdedressuren bilden ohne Zweifel die „Steiger" des Zirkus Straßburger, darunter der schwarze belgische Riesenhengst „Männe". Eine unendliche Geduld und Liebe zu Tier muß dazu gehört haben, den Tieren dieses lange Aufrechtstehen auf der Hinterhand beizubringen.

Ein Riesentierpotpourri mit 50 Pferden, Zebras, Dromedaren, Zebus usw., geleitet von Direktor Straßburger vom Rücken eines Riesenelefanten aus, bildet den Abschluß des ersten Teils des Programms.

Nach einer kurzen Pause, ausgefüllt von einem Konzert der beiden Kapellen unter Leitung des Kapellmeisters Eckhardt und Mackenbach, beginnt der zweite Teil des Programms mit den 3 Amadoris, italienischen Luftakrobaten, die u. a. einen doppelten gestreckten Salto zeigen. Ihnen folgt Fräulein Regina Straßburger auf „Condé", einem schwarzen Araber. Sie reitet die Hohe Schule.

6 Riesenelefanten, vom Tierlehrer Adran Singels vorgeführt, schwanken sodann in die Manege und zeigen Dressurleistungen in höchster Vollendung. Das Glanzstück dieser Dressurleistung ist jedoch der Elefant „Naudi", der seinen Herrn unter dem atemlosen Schweigen der Zuschauer am Kopfe aus der Arena trägt.

Die 13 Romanos, unter ihnen eine Frau, repräsentieren den besten deutschen Gladiatoren-Kraft-Akt. Sie zeigen Pyramiden, die wahre Balancewunder darstellen. Für ihre Arbeit scheint das Gesetz der Schwere aufgehoben zu sein.

Eine Kosaken-Quadrille beschließt das Programm.

Stadttheater Münster i. W.

Wochenspielplan vom 4.—11. November 1934.

Stadttheater.

Sonntag, 4. Nov., 15,15 Uhr: „Der Troubadour" (Oper). — 19,30 Uhr: „Liebe und Trompetenblasen" (Operette).

Montag, 5. Nov., 20 Uhr: Geschlossene Vorstellung „Die Räuber" (Trauerspiel).

Dienstag, 6. Nov., 20 Uhr, Miete Di. B 4: „Der Vogelhändler" (Operette).

Mittwoch, 7. Nov., 20 Uhr, Miete Mi. B 4: „Liebe und Trompetenblasen" (Opertte).

Donnerstag, 8. Nov., 20 Uhr, Miete Mo. B 4: „Der Vogelhändler" (Operette).

Freitag, 9. Nov., 20 Uhr, Miete Fr. B 4: „Der arme Heinrich" (Musikdrama).

Samstag, 10. Nov., 20 Uhr: Der Troubadour" (Oper).

Sonntag, 11. Nov., 15,15 Uhr: „Liebe und Trompetenblasen" (Operette). — 19,30 Uhr, Miete So. 5: Neueinstudierung „Der fliegende Holländer" (Oper).

Kammerspielhaus.

Sonntag, 4. Nov., 20 Uhr: „Ein Kerl, der spekuliert" (Komödie).

Dienstag, 6. Nov., 90 Uhr: Geschlossene Vorstellung „Ein Kerl, der spekuliert" (Komödie).

Mittwoch, 7. Nov., 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Freitag, 9. Nov., 20 Uhr: „Ein Kerl, der spekuliert" ((Komödie).

Samstag, 10. Nov., 20 Uhr: Erstaufführung „Konsul Michael" (Komödie).

Sonntag, 11. Nov., 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Münsterischer Marktbericht.

× Münster, 3. November.

Angebot und Nachfrage waren sehr stark. Lediglich auf dem Blumenmarkt machte sich das Fehlen von Händlern bemerkbar. Auf dem Eier- und Buttermarkt forderte man für Landbutter 1,40 und 1,45. Deutsche feine Molkereibutter und Deutsche Markenburtter 1,50 Mark. Kühlhauseier kosteten: A 12, B 11, C 10½, D 10, S 13 und Enteneier 13. Trinkeier mit dem Stempel S 16 Pfg. Bei den Gemüsehändlern wurden folgende Preise gefordert: Kopfsalat 10—15, Rote Beete 10 und 2 Pfd. 15, Endiviensalat 10 und 15, Feldsalat ¼ 10, Winterspinat 10—15, Stengelrüben 15, Grünkohl 10, Wurzeln 10, Schwarzwurzeln 15 und 20, Wirsing 10, Rotkohl 8—10, Weißkohl 10, Zwiebeln 10 und 15, Schalotten 15 und 20, Grüne Bohnen 25—35, Blumenkohl 15—45, Industriekartoffeln 3,50 Mk. je Zentner, 4,5 Pfg. je Pfund, Kohlrabi 10 und 15 Pfg., Rosenkohl 25 und 30 Pfg., Sellerie 15—20, Tomaten 20—30, Rettich 15, Meerrettich 20 und Radieschen 10 Pfg. Bei den Wild- und Geflügelhändlern gab man für Fasanen 1,60 bis 2,30, für Fasanenhühner 1,20—1,70, Hasen 60—70, Kaninchen 65 und Hühner 70 bis 80 Pfg.

*

Δ **Münster, 3. Nov. Einholung der Fahne der Landespolizeiinspektion West.** Am nächsten Montag werden nachmittags 3,30 Uhr auf dem Hofe der Polizeiunterkunft an der Grevener Straße die neuen Unterwachtmeister auf den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler feierlich vereidigt. Nach altem Brauche wird hierzu wieder die Fahne herangezogen, die der General der Landespolizei, Baltzer, von der Landespolizeiinspektion West hierfür zur Verfügung stellt. Diese Fahne ist an dem Tage des ersten Zusammentritts des Preußischen Staatsrates der Polizeiinspektion West vom Ministerpräsidenten Göring in feierlichster Form übergeben worden und wird bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in Münster entrollt werden.

Es wirbt das deutsche Volk um Deine Spende!

17 Millionen betreute das WHW im vorigen Jahr! 350 Millionen wurden mobil gemacht! Kampf gegen die Arbeitslosigkeit war die Sommerparole — ein gigantischer Kampf. — Hilf Deinem Volke! Das ist der Ruf des zweiten großen Winterhilfswerkes! Hilf Deinen Brüdern und Schwestern, hilf ihren Kindern, schütze sie vor Not und Kälte! Auf jede Spende kommt es an, auf jeden Groschen kommt es an, auf jeden von Euch kommt es an! Darum:

gib Deinen Anteil auf das Konto Essen 16 644, Dr. Alfred Meyer, Münster i. W., Konto Winterhilfswerk.

Δ **Münster, 3. Nov. Aus der Winterarbeit des Westf. Kunstvereins.** Nach einer Bekanntgabe des Vorsitzenden des Westf. Kunstvereins, Prof. Dr. Wackernagel, wird der Kunstverein seine dieswinterliche Tätigkeit am nächsten Sonntag mit der Eröffnung der Ausstellung der Künstlergemeinschaft „Schanze" beginnen. Als weitere Ausstellungen sind in Aussicht genommen: im Dezember „Rudolf Koch (Offenbach) und sein Kreis und Fritz Lehmann (Köln)", im Januar „Fritz Burmann, Eberhard Viegener, Josef Horn u. a.", im Februar in Verbindung mit dem Landesmuseum „Schleswig-holsteinische Künstler", im März „Georg Kolbe, Plastik und Zeichnungen", im April Graphik-Wettbewerb „Jung-Westfalen". Vorträge werden halten im November Dr. August Hoff (Duisburg), im Dezember Prof. Dr. Kurt Wilhelm-Kästner (Münster), im Januar Prof. Dr. E. A. Brinkmann (Berlin), im Februar Prof. Dr. Wilhelm Waetzold (Halle), im März Museumsdirektor Dr. Robert Nissen (Münster). Außerdem werden die Führungen durch die Kunstschätze Münsters, die so beifällige Aufnahme gefunden haben, fortgesetzt.

Δ **Ahaus, 2. Nov. Vom Auto angefahren und schwer gestürzt.** Der in der Bauerschaft Averesch wohnende 59jährige Pächter Heinrich Terbeck befuhr mit seinem Fahrrade die Kunststraße von Wüllen nach Stadtlohn. Unterwegs wurde er von einem Auto überholt, angefahren und tat dabei einen sehr schweren Sturz, durch den er Rippenquetschungen und Hautabschürfungen, namentlich am Kopfe, erlitt.

100-Kilometer-Mannschaftsfahren in der Halle Münsterland.

× Münster, 3. November.

In ihrem Eröffnungsprogramm wartet die Halle Münsterland mit einer hervorragenden Besetzung auf. Die Direktion der Halle hat keine Mühen und Kosten gescheut, wie man es bei ihr ja nicht anders gewohnt ist, namhafte Fahrer zu verpflichten. Daneben weicht sie nicht von ihren Grundsätzen ab, auch junge, stark hervorstrebende Elemente zu verpflichten, deren Ehrgeiz den Rennen jeweils eine stark belebende Note verleiht. Wir geben anschließend die Besetzung des Rennens bekannt und behalten uns vor, noch eingehend auf sie zurückzukommen. Folgende Fahrer werden sich im 100-Kilometer-Mannschaftsfahren der Berufsfahrer dem Starter vorstellen: Funda-Pützfeld, Hürtgen-Ippen, Jazett-Wiegmann, Umbenhauer-Beckerling, Schnitzler-Kolvenbach, Bautz-Siebelhein, van Hoek-Pluggen, Göbel-Korsmeier.





Sämtliche Musik-instrumente im Haus der Musik Josef Viegener, Münster i. W. Rosenstr.-Ecke.

Mittlerin zwischen Angebot und Nachfrage ist die „Kleine Anzeige" in der Zeno-Zeitungen. Kleine Anzeigen kosten nur wenig Geld, führen aber viel schneller zum Ziel

3x für Ihre Gesundheit

Kamelhaarschuhe — Braune karierte Kamelhaar-Laschenschuhe, Wolle und Baumwolle Filz- und Lederschuhe 1.25 | Braun karierte Kamelhaar-Kragenschuhe, Wolle und Baumwolle, Filz- und Ledersohle . . . . 1.45 | Karierte Kamelhaar-Ohrenschuhe, Wolle und Baumwolle, Filz- und Ledersohle . . . . von 0.75

Ueberschuhe — Ganz-Lack-Ueberschuhe — 4 Knopf — schwarz und braun . . . . . 4.90 | Ganz Gummi-Überschuhe „Tretorn", federleicht u. elegant, in schwarzlack, schwarzrip und javarip . 4.90 | Reißverschluß-Stiefel, 23 cm hoch, schwarzrip, sehr praktisch 5.90

Leder-Kragenstiefel — Braune Boxkalf-Kragen-Stiefel mit Druckknopf-Riegel, Blockabsatz, warmes Futter . . . . . 9.75 | Braune Boxkalf-Stiefel, ganz preiswert, mit Reptil-Einlage, Blockabsatz . 10.90 | Schwarze u. braune Boxkalf-Stiefel, Giullio-Schnürung, mit Lammfell-Futter, Blockabsatz 12.50

alles bei Münster i. W. Zumnorde



Wollen Sie etwas mieten, pachten oder kaufen? Haben Sie etwas zu verkaufen? Bedienen Sie sich der Klein-Anzeige in der Zeno-Zeitung.

Gestern abend, am Tage „Allerseelen", verschied im Herrn unser lieber Vater, Schwiegervater und Großvater, der

Veterinärrat

Dr. Hermann Tillmann

Er starb im Alter von 71 Jahren, nach einem arbeitsreichen Leben, im Laufe seiner langen Krankheit mehrmals versehen mit den Tröstungen unserer hl. Kirche.

In tiefer Trauer:

Martha Sievert geb. Tillmann,
Else Sievert, geb. Tillmann,
Dr. med. Karl Sievert,
Dr. med. Ludger Sievert
und 5 Enkelkinder.

Lüdinghausen und **Dülmen,** den 3. November 1934.

Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 6. November 1934, morgens 9 Uhr, vom Sterbehause, Ostwall 12, aus, gleich darauf das feierliche Seelenamt. 5590

Am Freitag, den 2. November, verschied unerwartet infolge eines Herzschlages mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegersohn, Bruder, Schwager u. Onkel

Dr. med. Josef Kramer

Stabsarzt d. R. a. D.
Inh. des E. K. I

nach einem christlichen, arbeitsreichen Leben im 59. Lebensjahre.

Im Namen der Angehörigen:

Frau Maria Kramer geb. Rickmann
und 5 Kinder

Ochtrup, Borghorst, Oelde, Osnabrück, Hamburg, Düsseldorf, Ziegenhals, Rio de Janeiro, den 2. November 1934.

Die Beerdigung, zu der freundl. eingeladen wird, findet statt am Dienstag, den 6. November. Abgang vom Sterbehause, Hellstiege, um 8,40 Uhr zur Pfarrkirche, woselbst um 8,45 Uhr ein feierliches Seelenamt stattfindet, im Anschluß daran Ueberführung der Leiche zum Friedhof.

Es wird herzl. gebeten, von Beileidsbesuchen Abstand zu nehmen. [5563

Hülsbömer & Weischer

Fernruf 25430 **Münster i. W.** Wermelingstr. 9a

Das Elektromotoren-Reparaturwerk des Münsterlandes

für Industrie, Landwirtschaft und Gewerbe, die Ankerwickelei für jedermann. Neue und gebrauchte Elektromotore.

Vereidigter **Sachverständiger**
für das Elektromaschinenbauerhandwerk.



Hyazinthe mit dem Fett!

schlanke Menschen sind schöner und fühlen sich wohler! Trinken Sie Tora-Tee, er macht schlank und gesund. Pakete zu 0,75 u. 1,00. Große Pakete zu 1,50 u. 2.00.

Niederlagen: Stadtlohn, Ochtrup, Grunau, Dülmen, Vreden, Nordwalde, Emsdetten, Borghorst H. Terrahe's Medizinal-Drogerien, in Haltern Dro. Papius, in Rheine: Geschw. Smits, in Emmerich Drogerie Dissemann, in Anaus: Drogerie Hansen, Drogerie Hoogen, in Warendorf Drog. Runne. Wo nicht erh., Tora-Naturheilmittel-Vertr. Duisburg 23c.

Wir kaufen lfd.
Nußbaum-, Kirschbaum-, Pappel-, sowie sonstige **Rundhölzer** aus Privathand.
Lübke & Rolf, Rheda i. W.
Fernruf 631. 5485

Olsberg-Öfen

DEUTSCHE WERTARBEIT

Taschenuhr m. geprüft., 33stünd. deutsch. Ankerwerk, Garantieschein f. 1 Jahr.



Nr. 3 Herrentaschenuhr, vernickelt . . . . M. 2,10
Nr. 4 versilb. m. verg. Rand, Scharn. u. Ovalbüg. M. 2,90
Nr. 5 dieselbe mit besser. Werk, kleine flache Form. M. 3,70
Nr. 6 Sprungdeckeluhr, 3 Deckel, vergoldet. M. 5,40
Nr. 7 Damenuhr, stark versilb., 2 vergold. Ränd. M. 3,00
Nr. 8 Armbanduhr m. Lederriemen . . . . . M. 2,70
Nickelkette M. 0,25, Doppelkette, vergold., M. 0,80, Kapsel M. 0,20. Wecker, gut. Messingwerk, M. 1,85. Versand gegen Nachnahme. — Katalog gratis. — Jahresumsatz über 15000 Uhren.
Fritz Heinecke, Braunschweig 194
Am Schwarzen Berg.

ERFOLGE
erzielen Sie
durch die Insertion im allgemeinen Anzeigenteil der Zeno.

Hautkrankheiten!

Wir heilten u. ärztl. Aufsicht jahrzehnte vergebl. beh. schw. Fälle in kurzer Zeit durch **Mixtura Vonderbecke** (ges. gesch.) Grün: b. Flechten a. Art. Lupus (fr. Flechte), Krätze (Bäckerkr.), Fischhaut, Hautjucken, Frost, Geschwüren u. sonstig. Hautkr. 2.30, 3.65, 5.—, 7.50; rot: b. Milchschorf (Grind), off. Beinwunden 2.50, 4.—, 5.50, 8.50. In Apoth. erhältl. Verl. Sie kostenl. Prosp. Chem. Labor., Essen, Grutonstr. 1.

Große Auswahl
Niedrige Preise
Gute Qualitäten
Neue Modelle
bietet Ihnen stets das altbewährte Fachgeschäft

MHM Gegr. 1874

Möbelhaus Heilborn

Münster i. Westf.,
Hauptgeschäft: Kuhstraße Nr. 14.
Sonderausstellung: Alter Steinweg 27 a. [5534

180 Zimmer und Küchen

Freie Autoanlieferung! Annahme von Deckungsscheinen für die Ehestandshilfe! Langjährige Garantie!

Halle Münsterland

Samstag, den 10. November 1934, abends 8,30 Uhr [5593

100-Kilometer-

Mannschaftsfahren für Berufsfahrer

Am Start: Funda—Pützfeld, Hütten—Ippen, Jazet—Wiegmann, Umbenhauer—Beckerling, Schnitzler—Kolvenbach, Bartz—Siebelhoff, van Husk—Viuggen, Göbel—Korsmeier.

Außerdem **Malfahren** und **200-Runden-Punktefahren** f. Amateure

Preise der Plätze: 0.70, 1,30, 1.70, 2.10 und 2,6 ℳ einschließlich Steuer, zuzüglich Sportgroschen. Vorverkauf: Block A bis K im Verkehrsverein, Prinzipalmarkt, Block S bis U in der Halle Münsterland.

RENNEN ZU DORTMUND

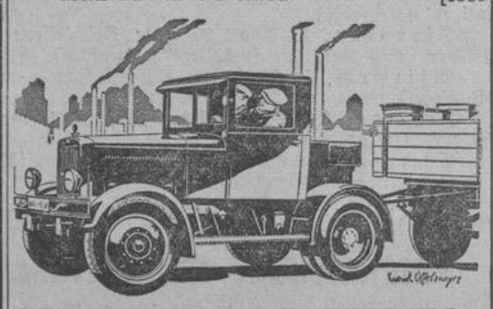
Sonntag, den 4. November, 1½ Uhr
Mittwoch, den 7. November, 2 Uhr

9 Flach- u. 4 Hindernisrennen.

Niedrige Eintrittspreise. Bei Lösen einer Eintrittskarte (außer Logen) ist eine Dame oder ein Kind frei. — Auch Mittwoch Sonntagsrückfahrkarten nach Dortmund

---

Wenn Sie mühelos täglich **mehr verdienen wollen,**
dann kaufen Sie einen [5589



Hanomag-DIESEL-Schnelltransporter

55 PS, als Zugmaschine od. Sattelschlepper
Generalvertreter: **Heinrich Röer,**
Münster i. W., Bremer Str. 42-56
Telephon 41765

Jetzt ist es **Zeit,** daß Sie Ihre **Auto-Reifen neugummieren** lassen und nur in **Atlantik-Vollformen** unter voller Garantie.
Repar. an Decken u. Schläuchen billigst
Großes Lager in allen gängigen Reifen neugummierte, sowie gebr. Reifen billig

Autobereifungshaus u. Neugummierwerk
Hans Stieglitz,
Münster i. Westf., Telephon 268 37.
Georgskommende 13. [5572

Wer Bargeld hat — der schreibe heute!
Herren-Ballonrad RM. 40.— kompl.
Damen-Ballonrad RM. 44.— kompl.
Qualität, Garantie, ausf. Prosp. gratis!
E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede—Bielefeld 131

Gebrauchter
Flügel

Marke Blüthner, weil überzählig billig abzugeben.
Hotel Nienhaus
Borken i. W.

Wir machen es Ihnen möglich, für wenig Geld Ihr Heim behaglich und schön zu gestalten durch

Teppiche — Läufer Gardinen u. Dekorationen

Teppichhaus Jeggle
Münster i. W. Beachten Sie Salzstr. 24.
Ein kleiner Partie-Posten Teppiche und Läufer besonders billig.

„Etwas" trinkt man doch

Wenn Sie aber statt Kaffee, Tee oder Kakao den bekannten ärztl. empfohlenen Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee trinken, dann haben Sie nicht nur ein köstliches, bekömmliches Getränk, sondern Sie erreichen auch die gewünschte Gewichtsabnahme und eine viel größere Beweglichkeit. Fangen Sie gleich morgen an und beobachten Sie die schlankmachende und verjüngende Wirkung. **Paket RM 1.60, stark 2.25, Drix-Tabletten 1.80.** In jeder Apotheke und Drogerie erhältlich — der echte

DR. ERNST RICHTERS FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE

Kleine Anzeigen

in der
Zeno-Zeitung
finden im Emsland, Münsterland und am Niederrhein größte Beachtung und Aufnahme.



Wenn Sie morgens früh das Haus verlassen

wissen Sie nicht, ob Sie gesund heimkehren werden. Tausend Gefahren umlauern Sie. Viele Menschen werden tagtäglich Opfer des rasenden Verkehrs! Die Tageszeitungen und ihre Unfallchronik mit den überaus zahlreichen Todesunglücksfällen beweisen es. Vergegenwärtigen Sie sich die Lage Ihrer Familie, wenn Sie binnen kurzer Zeit sterben sollten. Wer schützt Sie in solch einem Falle vor Not und Entbehrung?

Wenden Sie sich vertrauensvoll an uns. Wir beraten Sie unverbindlich. Unsere Tarife sind günstig. Bei Unfall doppelte Summe. 5571

„LEO" Volks- und Lebensversicherungsbank A.-G. Gegr. 1895 Unter Reichsaufsicht.
Bezirks-Direktion **Münster i. W.,** Achtermannstraße 4

Mit Ruhr-Anthrazit-Eiformbriketts stehen Sie sich immer gut,

denn sie heizen nicht nur kräftig, sondern sind auch sparsam im Verbrauch, sauber im Betrieb und vor allem ein vorzüglicher, billiger Dauerbrand auch in einfachen Ofen.



Dorsten i. Westf.

Donnerstag, 8. Nov. 1934
Rindvieh-, Schweine- u. Pferdemarkt.
Auftrieb von 7—9 Uhr morg.

Kunststopferei und Teppich-Reparaturwerkstatt
Inh. Frau M. Vetter.
Münster, Ludgeristraße 24.
[4718 Telephon 23421.

Auktion

Donnerstag, 8. November 1934
vorm. 9 Uhr u. nachm. 2 Uhr.

sollen im Saale der Frau **Ww. Deerhake, Münster, Engelstr. 59** (Zur Lindenwirtin) die vor allenen Pfänder

Nr. 54761 bis Nr. 59273

durch den beeidigten Auktionator Herrn **Johannes Gilkhaus** meistbietend gegen gleich bare Zahlung verkauft werden.

Dieselben bestehen in **Uhren, Kleidungsstücken, Stoffen, Wäsche, Brillanten, Gold- und Silbersachen, Fahrrädern usw.** 5567

Etwaige Verkaufsüberschüsse können binnen 14 Tagen im Geschäftslokal Münster, Winkelstraße 19, oder innerhalb Jahresfrist beim Wohlfahrtsamt in Empfang genommen werden.

August Busch
Münster i. W. Winkelstr. 19

Ein wenig gebrauchter, gummibereifter sechssitziger 5574

Jagdwagen

mit Verdeck zu verkaufen.
Cleve, Materborner Allee 77.



Hilfe bei 5566
Rückgratverkrümmung
nur durch „RACHITOR" Dr. med. K. in H. schreibt: „Ich habe in diesen Fällen Besserungen gesehen, wie ich sie noch bei keiner anderen Behandlung erlebt habe!" Illustrierte Broschüre und Auskunft kostenlos.
H. Ernst, Düsseldorf, Adersstr. 60.

Seit Jahren erprobt: [5358
Ratten tötet unfehlbar Kemika-Rattengift.
Unschädl. f. Haustiere. Bequeme Anwendung. In Flaschen zu 1.25, 2.—, 3.50 und größer zu haben in den Apotheken des Münsterlandes. Falls nicht erhältl., wende man sich an den allein. Hersteller: **Kemika-Laboratorium Apoth. W. André, Bochum-Werne.**

Heiraten

Heirat. Einheirat vermittelt **Frau H. Gerlach Münster** Mühlenstraße 5. Tägl., a. Sonntags, z. sprechen. Rückp. Auskunft 30 Pfg.

Der Schlüssel zum **Ehe-Glück** f. Katholiken aller Kreise: **Neuland-Bund 17 Herne i. W.** Kirchliche Billigung

---

Kath. Landwirtssohn, 43 J., sucht einf. kath. Mädch. von 32—38 J. zur **Heirat** als Siedler i. Osten. Selbiges muß gesund, arisch und fast dauernd in der Landwirtsch. tätig gewes. sein. Vermögen nicht unbed. erford. jedoch kl. Ersparn. erw. Angeb. unter Z 308 a. d. Allgem. Zeitung, Coesfeld

---

Eine Klein-Anzeige in den Zeno-Zeitungen hat großen Erfolg.

Umwerben Sie auch die Säumigen!

Es gibt Menschen, die können sich erst in letzter Minute entschließen. Lassen Sie diese Käufer nicht außer acht! Stoppen Sie Ihre Werbung nicht vorzeitig ab. Umwerben Sie auch die Säumigen durch die Anzeige in den

Zeno-Zeitungen

Anzeigen-Verwaltung der Zeno, Münster i. Westf.

Stellenmarkt

Bewerbungen auf Chiffre-Anzeigen **keine Original-Zeugnisse** beifügen. Zeugnisabschriften, Lichtbilder usw. müssen auf der Rückseite Namen und Anschrift des Bewerbers tragen.

Deutsche Familie in Holland sucht zum 1. Dezember ein in Küche und Haushalt selbständig arbeitendes

Mädchen

nicht unter 20 Jahren. Zuschriften mit Bild, Zeugnisabschriften und Gehaltsanspr. erbeten an [5575
Frau Jurgens-Carduck, Doetinchem (Holland), Hamburger Straat 55.

Für guten Umsatzartikel
Vertreter gesucht.

Wir suchen an allen **größeren** und **insbesondere auch kleineren** Plätzen zuverlässige, tüchtige und eifrige Vertreter und Wiederverkäufer. Da durch Reichs-Straßenverkehrs-Ordnung behördl. vorgeschrieben, gute Absatzmöglichkeit. 5570
Dresden-N 6. Fach 118.

Vermischte Anzeigen

Habe unterbänd. **Paar weiße Jung-Schwäne**
Prachtexemplare, billig abzugeben. Näheres [5578
Josef Althoff, Herbern i. W. Ruf 112.

4/20 PS.
Opel
steuerfr., 52000 km gelaufen, neu gepolst., in allerbest. Zustande f. RM. 1000.- zu verkauf.
H. Strotdrees, Friedrichsmühle, **Gröblingen bei Warendorf.**

Waschmaschinen Trockenschleuder Heißmangel
verkauft billigst
Ph. Löbe, Wäschereimaschinenfabrik, **Hennef-Sieg**

Ohne Zeno keine Werbung im Münsterland

Zurück
Dr. Bernartz,
Augenarzt,
Rheine.

---

1 prächtiger, fast neuer 5577
Bechstein
-Flügel und ein ganz vorzüglicher
Knake-Flügel
sowie mehrere sehr gute Marken-
Klaviere
billig zu verkaufen
Pianohaus
A. Hoffmann
Münster i. W., Frauenstraße 9.

---

10 T-Eisen
3,40 cm lang, 0,26 hoch, preisw. zu verkaufen bei **Joggle, Münster** Clemmendorfer Weg 24 5587

Mitarbeiter gesucht!

Wenn Ihnen an einem dauernden Geldverdienst gelegen ist, bei dem Sie nicht aus dem Hause zu gehen und auch keine schwere Arbeit zu verrichten brauchen, so betreiben Sie **Seidenraupenzucht** in Verbindung mit neuartiger Kokonverwertung. Neue Sache, noch wenig bekannt. Kein besonder. Betriebskapital nötig. **Verdienstmöglichkeit** (ohne Verwendung fremder Arbeitskräfte, sogen. Familienbetrieb): **1000 Mark und mehr** durch meine Selbstverarbeitung der Ernte nur **einer Zuchtperiode!** Schließen Sie sich mir an und verlangen Sie zunächst Prospekt kostenlos und unverbindlich 15568
Rudolf Wagner (Seidenwagner)
Marburg a. d. Lahn 203.

Feste Wochengarantie u. Aufstiegmöglichkeit
bietet sich bei best. Privatpublikum und Geschäftskreisen gut eingeführten
fleißigen Herren
bei leistungsf. Kleinlebens-Vers.-Anst., deren **Konkurrenzl.** Einrichtungen steigende Erfolge gewährleisten. Ausf. Angeb. mit Lebensl. u. 2 Ref. erb. unt. D 337 an die Anzeig.-Verw. der Zeno, Münster. 5556

Zuverlässiges **Mädchen** nur mit gut. Zeugnissen, zum 15. 11. gesucht. 5582
Frau W. Franke, Coesfeld, Dülmer Str. 61.

Suche f. meinen landw. Haushalt zu 10 ort eine kath. **Landwirts- od. Kötterstochter** zur Erlernung der Küche u. des Haushaltes bei Fam.-Anschl. Angeb. unt. Z 305 a. d. Allgem. Zeitung, Coesfeld.

In frauenl. Geschäftshaush. tücht., taub, nicht zu jung. Mädch. a. **Haushälterin** gesucht. Selb. m. i. Geschäft mit tätig sein. Nur solche, d. eine ähnl. Stelle schon bekl., woll. sich m. Lohnanspr. meld. unt. 211 a. d. Zeit.-Verlag Lechte, Emsdetten.

Kath. Junge als **Müller-Lehrling** für sofort gesucht.
Behring-Ahlert, Coesfeld-Bülten

Suche für sofort für meine Bäckerei **1 Lehrling** aus achtbarer kath. Familie mit nur guten Schulzeugnissen. Off. unter A Z 111 an die Geschäftsstelle der Ahlener Volkszeitung, Ahlen.

Suche zum 15. Novemb. od. spät. ein. kath. Köttersod. Landwirtssohn als **Zweitknecht** für alle landwirtschaftliche Arbeiten, auch zum Melken.
Theod. Strömer, Westkirchen, Telephon 28.

Heimatbelt vergibt Verlag Vitalis, München 13 [4755

Gesuche

Haushälterin
ältere Person, 50 Jahre, vermögend (später invalidenberechtigt), **sucht Stelle,** auch wo Heirat geboten w. nicht ausgeschloss. Off. unt. W 08016 an die Ahlener Volkszeitung in Ahlen i. W. 15560

Bäcker-Geselle
21 Jahre, **sucht zu sofort oder später Stelle.**
Arbeitsfreudig und gute Zeugn. vorh.
Ernst Ehm, Ochtrup i. W., Osterb. 39.

Fachkräfte

aus den verschiedensten Berufen finden Sie durch eine

kleine Anzeige

in den Zeno-Zeitungen. Schon für wenig Geld können Sie eine

Stellengesuch od. -angebot-Anzeige

erhalten.

Sonntag, den 4. November 1934

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT



Kreuz in den Bergen — Phot.: Heta-Lünen.

Reise durch Lothringen

VON LIESBET DILL

„Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist des Bauern schönste Tracht."

Wenn der Zug hinter Saarbrücken über die neue Grenze nach Lothringen fährt, ist es mir immer, als schlösse sich hinter mir eine Tür.

Das Land wird plötzlich leerer, stiller, die Landschaft weiter, freier und einsamer, wenig Menschen, kleine Bahnhöfe, Bauern in blauen Blusen steigen ein und aus mit ihren Eierkörben und Butterhotten. Die lose, weite Bluse aus Leinen ist so ziemlich das einzige, was von den alten Trachten übrig geblieben ist, die weiße Mullhaube der Lothringerin und diese blaue Bluse.

Es gibt noch einzelne Orte an der Mosel, wo Mädchen und Frauen Trachten tragen, besonders am Sonntag, aber sie sind sehr selten. Die Bäuerinnen kennen kein Korsett, sie gehen nach der Ehe sehr auseinander, die schwere Arbeit auf dem Feld und in den Pflanzgärten macht ihre schlanke Taille bald breit. Das ärmellose Leibchen liegt fest auf dem Leib, in dem Wulst ruht ein weiter, vielfaltiger Rock, glockenförmig und fußfrei, die weißen Strümpfe mit bunten Zwickeln, selbstgestrickt natürlich, ein buntes Brusttuch, eine schöne schillernde oder schwarzseidene Schürze — ein Mädchen, das nicht mindestens zehn Schürzen hatte, galt als armes Ding —, die Brust der Lothringerin schmückt das Kreuz an feiner Gold- und Silberkette. Schöne, große goldene Ohrringe trägt sie gern. Die Haare sind glatt zurückgekämmt, in der Mitte ein Scheitel, die weiße Mullhaube wird vom Kappenmacher gefertigt, man trägt sie ganz weiß oder aus schwarzer Seide. Es soll noch heute Bäuerinnen geben, die diese Haube niemals abnehmen, und sie sich abschneiden lassen, wenn sie zum Arzt gehen oder aus irgend einem Grund genötigt sind, den Kopf zu entblößen.

Im Sommer tragen die Frauen heute noch vielfach die „Hallettes", das sind schutenartige, vor der Sonne schützende große, leichte Hüte, die man in den Wiesen beim Heumachen und in den Weinbergen noch viel sieht.

Die weiße Zipfelmütze des Bauern ist so gut wie ausgestorben, der Großvater trägt sie höchstens noch, wenn er vor der Türe auf dem Strohstuhl sitzt, aber verschwunden sind die „Vatermörder", der hochstehende Kragen mit den spitzen Ecken, die mehrfach um den Hals geschlungene schwarzseidene Halsbinde, die langen „Pantalons", die Schnallenschuhe, die „Anglaise", mit der der Bauer früher zur Kirche ging, nur den breitkrempigen „Nebelspalter" sieht man noch. Der Bauer ist glattrasiert.

In den Obstgärten wachsen die Mirabellen, eine Spezialkultur des Landes, die Erdbeere wie die Erbse, die in Konservenbüchsen waggonweise aus dem Lande geht, auf dem Felde blüht der Hopfen, der Tabak, reift das Korn, der Weizen und der Hafer. Die Perle aber ist der Wein, die Traube. Rot leuchten die Weinberge in der Sonne des Herbstes. Es wird wenig Weißwein hier gepflanzt, wir sind im Land des Rotweins, der „Vin gris" aus roten Trauben, mit viel Kohlensäure wird hier gern getrunken oder der weiße „Clairet" des Metzer Landes. Die Schaumweinindustrie hat sich sehr vergrößert in den letzten Jahren. Die Reblaus hatte einst arg hier gehaust und viel vernichtet vom Weinbau, aber man geht ihr tüchtig zu Leibe.

Fast italienisch muten uns diese steilaufgebauten Weindörfchen an, die mittelalterliche Kirchen haben, mit den „Pechnasen", aus denen man einst dem heranstürmenden Feind kochendes Pech auf die Rücken goß, denn die Kirche war in dem kriegerischen und stets bedrohten Lande immer eine Art Festung. Ihre Zinnen und Pechnasen, ihr gedrungener, trotziger Bau und ihre Wachtürme bezeugen noch ihre einstige Bestimmung.

Viel Jagdgelegenheit, viele Wälder und Fischweiher gibt es hier. Die Wölfe kamen bis vor Jahren noch aus den Ardennen herüber, es ist das Land der Jäger, der Angler, der Fischer und der Winzer.

Der Lothringer ist der geborene Pferdezüchter. Man züchtet ein kräftiges Landpferd, das durch Kreuzung mit schweren belgischen Gäulen und dem Ardennerhengst zu einem, dem schweren Lehmboden angepaßten Arbeitspferd gezogen wird. Die „Pferdesegnungen", schon zur Zeit der germanischen Reiterei, sind hier eine seit Jahrhunderten bekannte Angelegenheit. Es gab Pferdegöttinnen, die Göttin auf einem Pferd sitzend. Das Roß war heilig. Man brachte holzgeschnitzte Pferdeköpfe an den Hausgiebeln an, die Kobolde und böse Geister fernhalten sollten. „Hypolyth" war der Pferdefreund wie St. Vinzenz der Patron der Winzer.

Ein Trierer Bischof wurde als Pferdepatron verehrt, und heute noch kommen viele Pilger aus der Mosel-gegend nach Mallingen zu einer Bittfahrt mit ihren Pferden.

An einzelnen Wallfahrtsorten wurden die kranken Pferde hingebracht und dem Patron vorgeführt, der sie weihte, segnete und auch heilte. Ein Bündel Roßhaar wurde bei diesem Opfergang vor dem Altar niedergelegt, und es fand eine Pferdeparade um die Kirche statt. Aus diesen Pferdesegnungen und Pferdewallfahrten entstanden dann die Bauernkavalkaden, die Pfingstritte und die Umzüge auf Pferden durch die Ortschaften, und in Frankreich soll es heute noch vorkommen, daß die Droschkenkutscher am ersten Dezember an den Kirchentüren vorfahren, um den Segen für ihre Pferde zu erbitten.

MADRID

VON HEINRICH B. KRANZ

In der schaukelnden Straßenbahn hängt ein Reklameplakat. Ein erschreckend magerer Mann und eine entsetzlich dürre Frau. Darunter steht: „Antes de tomar el Chocolate de Lopez Matias" (Vor dem Genuß der Schokolade des Lopez Matias). Daneben ein erschreckend dicker Mann und eine entsetzlich wohlgenährte Frau. Darunter: „Despues de tomar el Chocolate de Lopez Matias" (Nach dem Genuß der Schokolade des Lopez Matias). Man sieht also, daß in Spanien ein wohlgenährter Körper soviel gilt wie die Ehre oder die Tugend. Ueberall sieht man die Plakate des Lopez Matias, in jeder spanischen Stadt.

Jede spanische Stadt hat ihr Gesicht, es ist spanisch. Nur das Gesicht Madrids ist anders. Wenn auch die Schokolade des Lopez Matias hier ebenso geschätzt wird wie in Sevilla, nein — Madrid ist doch anders.

*

Madrid ist eine Großstadt. Madrid hat Wolkenkratzer und Untergrundbahnen, hat Aveniden und Bankpaläste aus Marmor, hat das größte Hotel Europas (Hotel Palace, 850 Zimmer) und das prächtigste Museum, den Prado, hat rasende Luxusautos, die „Hispano Suizas", Traum jeder Dollarprinzessin — Madrid ist alles, nur nicht das Herz Spaniens, wenn auch sein Mittelpunkt.

Ueberall in Europa ist die Kathedrale der Mittelpunkt des Landes. In Rom und Paris, in Wien und London stehen die Dome in den Hauptstädten.

In Spanien stehen die Kathedralen in Sevilla und Toledo, in Barcelona und Burgos, in Salamanca und Valencia. Madrid hat keine Kathedrale. Madrid ist die unspanischeste aller Städte eines großen, reichen, herrlichen und frommen Landes.

Bismarck wurde einmal gefragt, welches Land in Europa er für das reichste halte. Er sagte: „Spanien. Wissen Sie auch warum? Weil ein Land, das durch Jahrhunderte so schlecht regiert wird und bestehen bleibt, unermeßlich reich sein muß."

Spanien wird aus Madrid regiert. Und Madrid hat keine Kathedrale. Der Baedecker und das halbe Dutzend Reiseschriftsteller, die in Spanien waren, schweigen darüber.

*

Ringsum dehnt sich die Steppe der kastilischen Hochebene. Unweit beginnt die trostlose Mancha mit den Windmühlen des Don Quichote. Der Bach mit dem romantischen Namen Manzanares nennt sich Rio, hat aber keinen Anspruch darauf.

Warum wurde diese Stadt Mittelpunkt eines großen Landes? Weil sich Philipp II., der in Toledo residierte, mit der Geistlichkeit zerstritt und Madrid 1561 als „unica corte" erklärte. (Er wohnte aber lieber im Escorial.) Damals hatte die Stadt 25 000 Einwohner. Heute hat sie über eine Million Menschen, die kaum etwas von der kleinen maurischen Stadt Madschrit wissen, die sich im zehnten Jahrhundert am Manzanares bildete.

Aber die Stadt ist anscheinend noch immer nicht fertig. Ueberall wird gebaut, werden Brücken geschlagen, Denkmäler errichtet, der Asphalt aufgerissen. Madrid ist ebenso im Werden wie das Land, dessen Führer so uneinig sind, daß eine Revolte der anderen folgt.

Die Straßen der hügeligen Stadtteile steigen an und senken sich unvermutet. Sie sind schmal und farblos. Alle führen sie zu einem Mittelpunkt, der zugleich Spaniens Mittelpunkt ist: Die Puerta del Sol. Ein großer Platz, in den neun enge Gassen und die breite Calle Alcala münden, von der wieder die Gran Via abzweigt.

Rasend ist hier der Verkehr. Straßenbahnen klingeln, Autos hupen schrill. Menschen drängen sich bis in den grauenden Morgen — aber auch der Maulesel trottet geduldig, schwerbeladen, zwischen stürmisch daherrollenden Autobussen und Taxis dahin.

Parkanlagen dehnen sich breit östlich und westlich der Stadt. Hier ist der „Retiro" mit Alleen, Teichen, Monumenten und Gecken. Auf der anderen Seite liegt der Königliche Garten mit dem hochragenden Palacio Real. In der Mitte liegt die moderne, baumlose, geschäftige Wolkenkratzerstadt. Düstere Ministerien, Kirchen mit überladenen Portalen, Banken mit Marmorfassaden und Hotels mit korinthischen Säulen erdrücken einander. Türme mit fünfzehn Stockwerken drängen in der Gran Via zum Himmel.

*

Madrid ist Spanien, wo es spekuliert, politisiert, Gesetze verfaßt und Wissenschaft treibt, wo Revolutionen gemacht werden und der Champagner fließt, wo sein Hof und jetzt sein Präsident wohnt.

In Madrid leben Spaniens große Dichter, Musiker und Maler. Vornehmlich jene Künstler, die nicht „spanisch" sind, sondern ihre Augen und Ohren nach Paris gerichtet haben und jene Politiker, die weit hinweg über Europa nach Rußland blicken.

Madrid ist aristokratisch, weil hier die Ministerien und die Regierung, die Gesandtschaften und die großen Banken sind, es ist sozialistisch, weil hier der arme Arbeiter unter die Räder von Luxusautos kommt.

Klein, schlank, beweglich und lebhaft ist der Madrilene, selten heiter, ein wenig feierlich. Die Frauen tragen hier weit weniger als im Süden die Mantilla über dem blauschwarzen Haar, aber auch hier haben sie wenig Freiheiten. Man trifft sie kaum in einem der vielen Cafés, selten allein auf der Straße. In den Theatern Madrids kann man oft ganze Parkettreihen nur von Männern besetzt sehen, die sich immer in Schwarz kleiden. Madrid ist eine Männerstadt.

*

Im Hotel Alfonso — früher hieß es Alfonso XIII., der bequeme Spanier hat nur die Ziffer übermalt, als die Republik kam — wird die Halle gestrichen. Es ist Frühstückszeit, man will in Ruhe den Kaffee trinken — die Arbeiter kümmern sich nicht darum auf ihren Leitern. Sie lachen, schwingen die nassen Pinsel, pfeifen ein Liedchen.

Der Fremde schüttelt erstaunt den Kopf. Der kleine, grauhaarige Portier lacht nur darüber. Er war zwanzig Jahre in Berlin, London, Paris, aber er ist Spanier geblieben. Er wäre es auch nach 50 Jahren geblieben. Der Spanier assimiliert sich niemals und nirgends. Darin liegt seine Stärke — und auch seine Schwäche.

Denn warum ist Madrid sicherlich eine reizvolle Stadt, aber irgendwie unecht? Weil sie amerikanisch sein will oder französisch und nicht spanisch. Was aber den Madrilenen nicht hindert, auf seine Stadt so stolz zu sein, wie es nur ein Spanier sein kann. Er sagt: „De Madrid al cielo y en el cielo un ventanillo para ver a Madrid." (Von Madrid in den Himmel und im Himmel ein Fensterchen, um auf Madrid zu schauen.)

Er meint das Madrid Goyas und nicht das der Anarchisten, das Madrid der herrlichen Stierkämpfe und nicht das der Untergrundbahnen, er meint die offenen Cafés, in denen die Caballeros stundenlang dasitzen und auf die Passanten schauen, das Gewimmel der Lotsverkäufer, Schuhputzer, Obst- und Blumenverkäufer, der Straßensänger und Bettler. Es ist wahr: Auch die Straße in Madrid ist spanisch. Torero und Maulesel, Spitzenmantilla und der Nachtwächter Sereno — auch vor dem Wolkenkratzerhotel sind sie anzutreffen. Man muß freilich viel geduldigere Augen haben als in Sevilla oder Granada, Valencia oder Toledo.

Im Prado ist Spanien in seiner ganzen Herrlichkeit. Die Sala de Velasquez, die Goya-Rotunde, der Greco-Saal und die Murillos, Riberas — vor den Bildern der großen Spanier öffnet sich einem die Welt ihrer Heimat.

Madrid hat den Prado. Er lohnt eine Pilgerfahrt. Das „Spanien der Oper" suche man nicht hier. Dort gibt es keine Wolkenkratzer.

Afrikanische Abenteuer

VON MAJOR TUDOR TREVOR

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten. Copyright by Centpreß

5)

Rudyard Kipling kommt nach Südafrika.

Bald nach Jamesons Einfall kam Rhodes Rudyard Kipling nach Südafrika, um eine etwas friedlichere Stimmung zu schaffen. Wir hegten alle eine große Bewunderung für Kipling. Zwei von meinen Leuten wurden damit betraut, ihm die Minen zu zeigen. Dabei kam es zu einer komischen Auswirkung des Rassenhasses. Am Vormittag ging Clem Webb mit Kipling und am Nachmittag, wenn ich mich recht erinnere, Tommy Dodd. Nun war Clem ein in Süd-Afrika geborener Vollblut-Walliser von dunklem Typus; sein Stammbaum war bis weit hinauf bekannt und enthielt keinen einzigen Farbigen. Als er zum Lunch kam, wußte er nichts zu sagen als: „Guter Gott! Der Mann ist ein Eurasier! Er ist nicht einmal weiß". Seine ganze Bewunderung für den Dichter war ausgelöscht durch den ganz unbegründeten Verdacht, daß Kipling ein Farbiger sei. Als Dodd am Nachmittag mit dem Gast ausging, war eine von dessen ersten Bemerkungen: „Ein netter Kerl, dieser Webb! Schade, daß er ein Farbiger ist!"

Geschichten aus dem Burenkriege.

Der Burenkrieg gehört schon der Geschichte an, und es ist nicht meine Absicht, etwas vom militärischen oder historischen Standpunkt aus darüber zu schreiben. Aber ich will ein paar Anekdoten erzählen, weil sie vielleicht amüsant sind und gewisse Lebensverhältnisse beleuchten.

Als wir in Tuli an der rhodesischen Grenze von Transvaal waren, schickte mich Major Bird als Führer und Verbindungsoffizier an den Zusammenfluß des Mac Loutsie- und des Limpopoflusses. Major Bird ist jetzt General Sir Wilkinson Bird und Besitzer vieler hoher Orden. Damals war er noch ein junger Mann, aber er hielt seine sehr unbotmäßige Schwadron mit eiserner Faust zusammen und brachte sie in sehr gute Form.

Meilenmärsche im strömenden Regen.

Wir marschierten von Tuli durch strömenden Regen und tiefen Kot etwa vierundzwanzig Meilen weit und mußten dann die ganze Nacht im dichten Buschwerk kampieren. Die Mannschaft bestand fast durchwegs aus Vagabunden und gestrandeten Existenzen. Da Bird unnahbar war, wandten sie sich an mich.

„Mr. Trevor, könnten Sie nicht den Herrn Major bitten, daß er uns eine Portion Rum als Rubuße geben läßt? Wir haben keinen gehabt, seit wir vor zwei Monaten von Bulawayo fort sind."

Da ich selbst gern einen gehabt hätte, trug ich Bird das Anliegen vor. Ich mußte ihm versichern, daß ich es für nötig hielt, ehe er, gegen seine bessere Ueberzeugung, nachgab. Ich brachte das Fäßchen Rum aus dem Wagen und rief: „Kommt, eine Ration Rum!"

Es gab ein Hallo und Hochrufe, und jeder Mann kam mit seiner Feldflasche. Aber Bird überließ mir die Sache nicht. Er wühlte lange in seinem Koffer und zog endlich ein Medizingläschen hervor, mit dem er selbst jedem Mann genau eine Unze Rum zumaß. Die Gesichter waren ein Bild für Götter! Eine Unze Rum in einer Feldflasche! Ich sprach nachher mit Bird darüber, aber er setzte mir mit sehr ernster Miene auseinander, daß die höchsten ärztlichen Autoritäten erklärten, der normale menschliche Organismus könne äußersten Falles nur zwei Unzen Alkohol absorbieren. Mein Organismus ist entschieden abnormal!

Am folgenden Tage bekamen wir Nachricht, daß man in unserem Rücken lebhaftes Feuer gehört. Es bestand die Gefahr, daß wir von unserer Basis abgeschnitten würden. Ich wurde daher mit einer Abteilung zurückgeschickt, um zu rekognoszieren. Wir fanden, daß die Buren dort, wo wir die Hauptstraße verlassen hatten, eine starke Stellung bezogen hatten. Es war klar, daß dadurch auch Oberst Spreckley mit seiner Schwadron, die bei Rhodes Drift stand, abgeschnitten war. Der Kommandant, Leutnant Harland, und ich kamen daher überein, daß einer von uns sich auf die Suche nach Spreckley machen müsse. Harland war durch sein Kommando gebunden, daher gab er mir einen Mann namens Somers mit, um das alte Lager Spreckleys zu rekognoszieren, während er selbst so schnell wie möglich zu Bird zurückkehren wollte.

Ein zwölfjähriger Burenknabe reitet mich nieder.

Spreckleys Lager war ungefähr acht Meilen entfernt. Somers und ich ritten in der Direktion durch den Busch, aber es gab dort keine Grenzsteine und wir hielten uns natürlich von der Straße fern. Nach einiger Zeit, als wir uns dem Lager nahe glaubten, ließen wir unsere Pferde im Busch stehen und gingen zu Fuß auf die Straße hinaus, um herauszufinden, wo wir waren. Die Straße lief durch eine Lichtung, aber wir konnten nicht erkennen, auf welcher Seite von Spreckleys Lager wir uns befanden. Während wir uns umschauten, hörten wir Leute herankommen, die holländisch sprachen. Davonlaufen konnten wir nicht mehr, eine Deckung war nicht in der Nähe, so legten wir uns einfach am Straßenrande in Gras. Eine ganze Abteilung Buren mit einer Ambulanz und einem Wagen zog an uns vorüber. Es ist unglaublich, daß kein einziger Mann uns bemerkte. Ich erinnerte mich, daß ich nur mit Mühe das Lachen verbiß, als die Luft rein war, setzten wir uns auf und lachten beide herzlich. In dem Augenblick galoppierte ein Burenjunge von ungefähr zwölf Jahren hinter der Abteilung her. Ich sprang sein Pferd beim Kopfe an, aber er ritt mich nieder und schlug mit seinem „Slambok" wütend auf mich los. Es hatte keinen Sinn, auf ihn zu schießen. Wir unterließen es daher und sprangen ins Gebüsch. Wir mußten auf Händen und Füßen zwischen den Dornbüschen hindurchkriechen. Wir waren noch nicht weit gekommen, als das ganze Kommando uns zu suchen begann. Für den Augenblick kamen sie uns nicht nach, sie glaubten offenbar, daß wir verwundet seien und riefen uns zu, wir sollten herauskommen, wir würden sonst verhungern und verdursten. Wir beachteten ihre Zurufe nicht, sondern krochen weiter, so schnell wir konnten. Wir kamen aus dem Buschwerk, wandten uns um, kreuzten tiefer unten nochmals die Straße und begaben uns auf die Suche nach unseren Pferden. Wir hörten, wie die Buren uns nachschossen. Instinkt und Glück führten uns wirklich zu unseren Tieren zurück.

Aber was nun? Nach der Stelle zu urteilen, an der wir die Buren gesehen hatten, mußte Spreckley zum Kampf gekommen und entweder entronnen oder gefangen sein. In seinem Lager konnte er auf keinen Fall mehr sein, also machten wir uns auf den Rückweg nach Macloutsi. Es war eine verteufelte Geschichte. Wo immer wir uns hinwandten, überall stießen wir auf die Buren. Sie durchsuchten das ganze Buschwerk. Wahrscheinlich nach uns. Es war stockfinster, als wir zu Birds Lagerplatz kamen. Wir fanden ihn verlassen. Wir hatten seit dem Morgen nichts gegessen und hier war nichts zu finden. Auch für unsere Pferde gab es kein Futter. In dieser Nacht war uns kein Schlaf beschieden. Hungrig und frierend machten wir uns auf den Weg, um Birds Spuren nach Tuli zurück zu verfolgen. Wir mußten uns durch den Busch schleichen, so gut es ging, denn die Buren folgten uns fortgesetzt auf dem Fuße. Als wir in Tuli ankamen, waren wir drei Tage fort gewesen und man hatte schon alle Hoffnung auf unsere Rückkehr aufgegeben. Man hatte freilich Jagd auf uns gemacht, aber wenn nicht der Hunger und Durst gewesen wäre, so hätte uns die Geschichte Spaß gemacht.

Zweierlei Tapferkeit.

Niemand ist vor Furcht gefeit, obwohl manche sich ziemlich gut beherrschen können. Jeder hat seine Lieblingsart von Tapferkeit, wie er seine Lieblingsspeisen hat. Der Bure konnte eine offensichtliche Gefahr nicht leiden, aber vor der unbestimmten hatte er keine Angst. Ihn schreckte weder Lärm noch Einsamkeit. Er hatte keine Phantasie. War er zu Pferd und mit einem Gewehr in der Hand auf dem offenen Veldt, so war niemand tapferer als der südafrikanische Bure. Unter diesen Bedingungen konnte er allein einer Armee zu schaffen machen und ihrer lachen. Aber Sturmangriff und Handgemenge waren nichts für ihn, und obwohl er aus freiem Willen auch großen Gefahren ins Auge sah, tat er es sehr ungern auf Kommando. Bei unserem englischen „Tommy" verhielt es sich gerade umgekehrt. Auf Vorposten und Patrouille war er furchtsam und sah Dinge, die gar nicht vorhanden waren, aber gemeinsam mit seinen Kameraden und unter dem Befehl seiner Offiziere ging er alles an, was der Tag brachte, und scheute vor nichts zurück. Die Buren bewunderten ihn sehr, konnten ihn aber nicht verstehen.

Bei den fliegenden Kolonnen, denen ich angehörte, bestand der Patrouillendienst darin, daß eine Truppe ausgesuchter Leute wie eine lebendige Schutzmauer einige tausend Yards vor der Vorhut einherritten.

Auf Vorhut im Busch.

Es war gar kein Kundschafterdienst, man ging nur einfach in aufgelöster Kolonne hervor, mit einer Distanz von zwanzig bis hundert Yards von Mann zu Mann, bis man auf den verborgenen Feind stieß und beschossen wurde. Anfangs hatten wir Befehl, davonzugaloppieren, sobald eine Salve auf uns abgegeben wurde, und die Buren hatten in solchem Falle eine sehr geschickte Taktik. Aber dieses Vorgehen erwies sich bald als zu verlustbringend und es erging die Weisung, beim Herankommen an eine feindliche Stellung die Füße locker in den Bügeln zu haben und uns, so wie wir beschossen wurden, vom Pferde gleiten zu lassen und wie tot dazuliegen, bis die Wolken sich verzogen hatten, d. h. bis die Haupttruppe angegriffen und die Stellung genommen hatte. Dies war entschieden das Sicherste, aber mit der Zeit wurde es schrecklich langweilig, so dazuliegen, während das schwere Feuer von beiden Seiten über einen hinwegging und oftmals Geschosse rings um einen krepierten. Der normale ängstliche Mensch ist so, wie ihn Gott geschaffen hat, und man kann ihm nichts vorwerfen.

Am Hafen



E. Ackermann

In der Nacht auf Spionensuche.

In der Nacht ganz allein im Busch zu sein — selbst wenn man daran gewöhnt ist — kann einem manchmal die Haare zu Berge stehen machen. Damals hatten wir Anlaß zu vermuten, daß von unserem Lager in Tuli Nachrichten zu den Linien der Buren gelangten. Ungefähr eine Meile vom Lager entfernt war ein Gürtel von Palmenwäldern, den man fast nur nachts auf dem Viehwege passieren konnte. Um herauszufinden, ob Späher diesen Weg benützten, wurde ich eines Tages mit einer Patrouille an die andere Seite dieses Plamengürtels geschickt; ich sollte dort absitzen und sagen, daß ich allein zu Fuß zurückkehren würde. Dann sollte ich mich auf die Lauer legen und den Viehweg die ganze Nacht beobachten. Der Mond ging erst um zwölf Uhr auf. Ich durfte natürlich nicht das geringste Geräusch machen. Tatsächlich wagte ich kaum zu atmen. Nach ein paar Stunden hörte ich, wie ein schweres Tierr langsam durch das Dickicht bricht und hin und wider einen schnarchenden Laut von sich gab. Ich konnte nichts sehen, und sobald ich mich umwenden wollte, stachen mich die Palmblätter. Das Tier kam näher und näher. Wie ich mir auch den Kopf zerbrach, konnte ich nicht erraten, was es sei. Ich war starr vor Angst. Endlich, als es mich schon fast berührte, grunzte es laut und rannte durch die Büsche davon. Es war ein Warzenschwein! Ich lachte Tränen. Dann blieb alles still und ich hielt weiter Wache. Der Mond ging auf und warf ein Lichtband auf die Straße. Fast im gleichen Augenblick flitzte ein Fahrrad lautlos an mir vorbei; ich sprang hervor und feuerte. Ich hörte einen Krach, und da ich kein Magazin an meinem Gewehr hatte, sprang ich unter die Palmen zurück, um dem gegnerischen Feuer zu entgehen. Aber es fiel kein Schuß. Ich forschte nicht nach, denn ich wollte mich nicht als Zielscheibe im Mondlicht hinstellen. Bis zum Morgen vergingen noch Stunden und jede schien mir eine Ewigkeit. Endlich kam die Dämmerung und mit ihr eine Patrouille, um mich abzulösen. In einer Entfernung von hundert Yards fanden wir auf der Straße ein zerbrochenes Fahrrad und einen Hut. Nach Jahren traf ich in Pietersburg einen jungen Buren. Es stellte sich heraus, daß er der Radfahrer gewesen war. Er war, wie er mir erzählte, nicht von Tuli, sondern von Fort Charter gekommen und wollte zu seinen Landsleuten nach Transvaal. Er war äußerst verblüfft, als ich nach ihm schoß; er fiel vom Rad in das Palmengebüsch, war aber nicht verletzt und lief zu Fuß davon.

Was ist ein Feigling?

Aber es gibt eine Art egoistischer Feiglinge, die direkt gefährlich ist. Meistens ist ein solcher Kerl körperlich kräftig und kann einem im gewöhnlichen Leben bluffen. Aber sobald die Kugeln fliegen und seine Kraft ihm nichts nützen kann, kommt sein Egoismus ans Tageslicht. Er drückt sich, wo er kann, und geht niemals ins Feuer, wenn es nicht unbedingt sein muß. Die eigene Feigheit kommt einem gewöhnlich zum Bewußtsein, wenn man vor Sonnenaufgang bereitsteht, um entweder anzugreifen oder angegriffen zu werden. Man friert, ist schläfrig und fühlt sich jämmerlich. Jedes bißchen Mut scheint einem aus den Fingerspitzen geronnen zu sein. Man weiß nicht, was kommt und will es gar nicht wissen. Dann fällt am anderen Ende der Linie ein Schuß und die Spannung wird so schrecklich, daß man sich fragt, warum man denn eigentlich dasteht und weshalb man nicht den moralischen Mut aufbringt, einfach davonzulaufen. Nach zehn Minuten, wenn der Kampf im Gange ist, ist es ganz anders und man findet vielleicht sogar Vergnügen daran. Aber nichts kann diese Qual des Wartens aufwiegen.

Durch ein Heuschreckenmeer zum Häuptling Khama.

Als Plumer Mashudi verließ, blieb ich zurück und folgte ihm nach etwa vierzehn Tagen allein nach. Ich mußte über hundert Meilen nach Palapye, der Hauptstadt des Bangawato-Häuptlings Khama reiten und auf dem ganzen Wege ritt ich durch umherkriechende Heuschrecken. Es war unglaublich. Der Boden war unsichtbar und ebenso die Wasserlöcher. Ich mußte die toten Heuschrecken wegkratzen, um trinken zu können.

Khama war in Rhodesia unbeliebt, besonders bei den Weißen, weil er seinen Standpunkt zu wahren wußte. Er erlaubte in seinem Lande keinen Alkohol, und wenn die Rhodesier, die es nach seinem Gebiet gelüstete, einen Streit vom Zaun brechen wollten, ging er nach England, appellierte an die Königin Viktoria und behielt Recht.

Als ich zu ihm kam, wies er mir eine Hütte an und saß bei mir, während ich aß, wobei er mir die Gewürze reichte, ganz wie ein Weißer es getan hätte. Er war ganz anders als alle anderen Eingeborenen, die ich kannte, ja er hatte ausgeprägt asketische Gesichtszüge. Man erzählt sich fabelhafte Geschichten von seiner Tapferkeit und seiner Gepflogenheit den Harun al Raschid zu spielen. Man versicherte mir, daß er, als gewöhnlicher Eingeborener verkleidet, den Bergwerkskomplex zu besuchen pflegte.

Wie Häuptling Khama seinen Vater tötete.

Die Geschichte, wie er seinen Vater tötete und sich zum Häuptling aufwarf, verdient erzählt zu werden. Khama hatte Pferde aus dem Süden transportiert, denn die Matabele hatten begonnen, das Land im Norden zu verwüsten und Khama wollte mit Reitern gegen sie zu Felde ziehen. Diese sollten nach der Kampfweise der Buren schießen und davongaloppieren und sich niemals auf einen Nahkampf einlassen. Der Stamm, unter der Führung von seinem Wahrsager und von Khamas Vater, wollte sich in die Felsklüfte zurückziehen und den Angriff der Feinde abwarten. Khama bestand darauf, vorzugehen. Der Zauberer zeichnete das Bildnis eines Löwen, umgeben von kabbalistischen Zeichen, auf den Weg und verbot Khama bei Todesstrafe, darüber zu reiten. Khama saß sofort ab, besuldete das Bildnis und erschlug den Zauberer. Dann zog er gegen die Matabele und trieb sie über die Grenze zurück. Als er heimkehrte, tötete er seinen Vater aus Zorn über dessen Feigheit.

„Hund, ich bin Khama!"

Es war eine Ironie des Schicksals, daß dieser gewaltige König über einen minderwertigen Stamm herrschte. Später versuchte Khamas Sohn (ich glaube, es war Segomo), seinen Vater zu beseitigen, aber er war nicht Manns genug. In einer geheimen Versammlung teilte Segomo seinen Anhängern mit, er werde Khama töten, wie dieser seinen Vater getötet habe. Plötzlich warf ein hagerer Zuhörer das Tuch, das ihn verhüllte, ab. Eine Gestalt erhob sich vor dem dunkelnden Himmel und rief, indem sie Semogo zu Boden schlug: „Hund! Ich bin Khama!" Segomo wurde daraufhin nach den wasserlosen Wüsteneien von Kalahari verbannt.

Als ich 1890 in Khamas Gebiet kam, bot sich mir folgendes Bildnis: Ein Regiment in Weiberkleidern, nur mit leeren Konserven und Hacken bewaffnet, wie sie die Frauen zum Feldbau benützen. Sie waren halbtot vor Hunger und Durst, aber sie arbeiteten, wie es ihre Lage erforderte. Sie schufteten wie Leute es tun, wenn sie dem Tod ins Antlitz schauen. Sie waren dabei, einen Brunnen zu graben. Sie mußten Wasser finden oder zugrunde gehen. Was war geschehen? Drei Monate vorher hatte Khama einem Transvaaler namens Grobler etwa zwei Dutzend Pferde abgekauft. Nach Angabe des Verkäufers waren sie gegen die Pferdeseuche immunisiert, aber nach kürzester Zeit erkrankten sie trotzdem und gingen ein. Grobler floh, aber Khama schickte ein Regiment aus, um ihn zurückzubringen. Grobler und ungefähr ein Dutzend Halbblütler, die mit ihm waren, setzten sich zur Wehr. Grobler wurde getötet, aber seine Gefährten entkamen und nahmen die Leiche ihres Herrn sowie das Geld nach Transvaal mit. Khama bestrafte das Regiment, indem er die Leute in Weiberkleider steckte und sie diesen Brunnen graben ließ, wo kein Wasser an der Oberfläche war.

Salvenfeuer hinter den Aloen.

Bei Crocodile Pool traf ich wieder mit Plumer zusammen und hatte bald wieder ein Abenteuer zu bestehen. Ich wurde einer Patrouille unter Leutnant Blunt als Führer beigegeben. Wir kamen aus dem Busch ins Freie und sahen uns einem etwa sechshundert Yards entfernten, jäh abfallenden Hügel gegenüber, der mit Aloen bestanden war. Blunt ließ halten und ich suchte den Hügel mit dem Fernglas ab. Hinter jedem Baum sah ich einen Mann. Ich rief Blunt zu, er solle zurückgehen. Sowie er sich wandte, durchbrach eine Salve die Stille. Mein Pferd bäumte sich und warf mich, der ich die Zügel hielt, — ich war noch nicht wieder aufgesessen — zu Boden. Ich war nicht verletzt, aber ich lag auf dem Rücken, während Mann und Roß der Unseren verschwanden. Sie taten ganz das Richtige. Es gab keine andere Möglichkeit, als wegzureiten. Ich stand auf und lief die Feuerlinie entlang, um eine Deckung zu finden, aber es gab keine andere als das hohe Gras. Wie es kam, daß ich nicht getroffen wurde, weiß ich wirklich nicht. Mir war, als liefe ich durch einen Orkan von Staub. Als ich das hohe Gras erreicht hatte, ließ ich mich niederfallen und blieb wie tot liegen, bis ich zu Atem kam, dann kroch ich längs einer kleinen Bodensenkung zur rechten Seite der feindlichen Stellung. Als ich nicht mehr in Sicht war, lief ich nach rechts davon. Aber ich war keine fünfzig Yards gelaufen, als ein oder zwei Leute auf der Anhöhe mich bemerkten und ein regelrechtes Scheibenschießen nach mir begannen. Sie schossen so gut, daß ich mich wieder niederwerfen und tot stellen mußte. Nach einiger Zeit konnte ich in den Busch gelangen und war gerettet.

(Fortsetzung folgt).

Westfälische Reiter im Weltkrieg

Mit den Paderborner Husaren an der West- und Ostfront

Von Dionys Meyer

Marsch in's Feindesland

Das Paderborner Husaren-Regiment war in der Nacht vom 3./4. August 1914 in Kalterherberge eingetroffen, an der Notrampe ausgeladen und mit brennenden Fackeln zum Truppenübungsplatz Elsenborn marschiert. In den Abendstunden entlud sich über der Eifel ein Gewitter, und der Regen hielt mit Unterbrechungen die Nacht über an. Glücklich die, die in Baracken ein Obdach gefunden.

Feldwachen wurden ausgestellt, und Patrouillen hielten die Verbindung aufrecht. Die Nacht war dunkel, und nur langsam stieg der Morgen herauf. Die Eifellandschaft hat es wohl in sich. Im Venn rumorten die bösen Geister. Dämonen und Gespenster trieben ihr Unwesen. Freunde hielten einander für Feinde. Der erste Kugelwechsel, er galt der eigenen Truppe. Bei Tage klärten sich die Irrtümer auf. Die ersten Verwundeten wurden nach Aachen geschafft. Auch ein Bauersmann traf im Lager ein. Ihm waren Rinder angeschossen. General v. Bülow, der erste Kommandeur der 9. Kavallerie-Division, ordnete an, die Rinder als Schlachtvieh anzukaufen.

Am 4. August trat die 9. KD. zusammen. Brigade stand neben Brigade. Die Führer, wie immer, vor der Front. Artillerie, Pioniere und Brückentrain am linken Flügel. Unsere schneidigen Jäger waren bereits vorausgeeilt.

Es regnete und die große Kriegsbegeisterung, die die Reiter von den Garnisonen über den Rhein zur Grenze begleitete, schien sich in Wasser aufzulösen. Oberst v. Bodelschwingh hielt eine Ansprache: „Das Husaren-Rgt. gehört zum Verbande der 9. Kav.-Div." „Es ist mir eine hohe Ehre, es an den Feind zu führen."

Dann meldete er das Regiment dem Brigadeführer, Oberst Seiffert. Der kleine, schneidige Oberst im Kürassierhelm auf hohem Pferde sitzend, ritt die Front der Schwadron ab. Es war ein erhebender Augenblick, obwohl es in Strömen vom Himmel goß. Auf einer Wolkenbank wurde ein preußischer General sichtbar. Er saß auf einem Schimmel und hielt in der Hand das Schwert. Die knarrende Stimme Vater Blücher's rief: „Meine Herren, der Kampf kann beginnen." Und der Weltkrieg nahm seinen Anfang.

„Eskadron zu zweien . . . rechts brecht ab . . . marsch."

Im Trabe zur Grenze. Trab . . . Schritt. Absitzen, Aufsitzen. Marsch. Trab. Schritt. Halt . . . Fluchen und Schimpfen. Nichts wollte klappen. Beim Aufsitzen rutschten die Sättel unter den Pferdeleib. Die Woilachs hatten noch keine Lage. Dann waren auch die Sattelgurte zu lang. Sie waren trotz häufiger Probemobilmachung allzu sorgfältig verpaßt.

Endlich wieder Sonne. Marsch, Trab, wieder Halt. Absitzen. Zwei Stunden Rast. Füttern und Sattelgurte gegenseitig umtauschen. Nun geht's und mit der Sonne kommt auch die Stimmung wieder.

Malmedy ist gegen Mittag erreicht. Das Städtchen hat ausverkauft, keine Zigarre ist mehr zu haben. Eine Dame verteilt Butterbrote und Schokolade. Wohin damit? Die Packtaschen haben für private Sachen keinen Raum. Also in die Taschen damit. Ein ganz Schlauer kaufte sich einen Rucksack. Er hat es nie bereut, trotz drei Tage Mittelarrestes, den ihm dieser Spaß eintrug. Vater Philipp — wo bist Du? Am Wagenrad!

Die letzte Post auf heimatlichem Boden wurde geschrieben. Sie trug den Vermerk: „Deutsche Feldpost." Angekommen ist sie nie. Sie blieb in Aachen liegen.

Malmedy liegt sonnig gebettet. Die Grenzler empfingen die Reiter mit lachenden Augen. Viel Neues gab es zu hören. Nach zwei Stunden ging es weiter.

Mit Hurrarufen wurde die Grenze überschritten. Die jungen belgischen Grenzbeamten hatten sich verkrümelt. Nur ein alter Mann lehnte am Schlagbaum. Die Bewohner von Francorchamps waren recht zurückhaltend. Doch verteilten sie Schokolade und Zigaretten. Die Anlagen der Toiletten verursachten ein Kopfschütteln bei den Deutschen. Flüchtlinge aus Lüttich trafen an der Grenze ein. Sie hatten den ersten Vorgeschmack des Krieges und die „Zärtlichkeiten" des Mobs bereits gefühlt. Jahrelange Freundschaften zerrissen. Die Kriegsfurie machte selbst vor dem Alter nicht halt. Die Geschäfte der Deutschen wurden gestürmt, die Privatwohnungen wegen Spionageverdachtes durchsucht, Geschäftspost und Privatbriefe beschlagnahmt. Das Eigentum gehörte der Straße.

Die Schwadron Ewald wurde vorgezogen. Sie sollte nach Lüttich reiten. Ihre Patrouillen brachten die ersten Gefangenen ein. Gleichzeitig geriet auch eine ihrer Patrouillen in Gefangenschaft. Niemand sah klar. Einmal war Belgien neutral, und alle Requisitionen wurden mit blankem Golde bezahlt, das anderemal wurden die Kommandos wieder beschossen. So bei Louveigne, wo ein belgisches Kavallerieregiment die Krefelder Husaren anlaufen ließ. Parlamentäre suchten die Fortskommandanten von Lüttich auf, die Forts zu übergeben. Hauptmann Brämer vom Stabe der 9. KD. fuhr als Parlamentär nach Louveigne, um Verhandlungen mit der dort stehenden belgischen Eskadron zu führen. Immer mehr rang sich die Gewißheit durch, daß die Belgier willens waren, die Neutralität des Landes mit der Waffe zu verteidigen.

Spa, der fashionable Badeort wurde passiert. Vor dem Hotel Britannique stauten sich die eleganten Wagen, und das noch elegantere, mondäne Publikum stand resigniert umher. Eine bejahrte Dame, die schwere Brasilzigarre im Munde, verteilte Keks, Schokolade und Körbe voll Zigaretten an die Husarenpatrouille, die Hauptmann Herwarth v. Bittenfeld begleitete. Das Gästebuch wurde eingesehen. Die Damen konnten über Aachen nach Holland reisen, die Herren, soweit sie über 45 Jahre zählten, die Damen begleiten. Die Jüngeren aber wurden zurückgehalten und einem Stabsoffizier übergeben. Der Abschied der verschiedenen Nationen und Altersklassen voneinander war konventionell und für einen geschulten Beobachter nicht uninteressant. Ein Schauspieler konnte hier in die Lehre gehen. Während eine Anzahl Damen die Deutschen kultiviert, ja sogar charmant fanden, würdigten wieder andere die deutschen Offiziere keines Blickes und zeigten ihnen die kalten Schultern, mit den prunkenden Geschmeiden aus Perlen und Gold.

Eine Seitenpatrouille war Gast eines Mädchenpensionats in Theux. Viele deutsche Mädchen befanden sich darunter, auch Mädchen aus anderen Ländern, vom hellsten Blond bis zum tiefsten Schwarz, die einen begeistert, die anderen niedergeschlagen.

Der Einjährige Underberg schien hier bekannt zu sein, denn er kannte fast alle Schwestern mit Namen. Die Damen waren die rührende Fürsorge selbst. Sie brachten den Husaren Zigaretten und Taschentücher, Seife und Handtücher. Die Waschküche wurde geöffnet, und während die Pferde ihre Portion verzehrten, machten die Husaren große Toilette — man war ja von den Damen zu Kaffee und Kuchen gebeten . . .

Nun trabten die Husaren über die Höhen von Theux nach Louveigne. Im Tale zog der feldgraue Heerbann nach Fraipont und Beautsays. Immer gab es ein Halt. Die Bäume an der Chaussee Spa-Lüttich waren in Manneshöhe gefällt und quer über die Straße geworfen. Pioniere, Reiter und Kanoniere arbeiteten mit Stemmeisen und Winden, die Hindernisse zu beseitigen. Schritt für Schritt folgte die Brigade. Halt. Aufsitzen. Absitzen. Rechts heran. Eine Patrouille links, eine rechts heraus. Aufsitzen. Halt. Im Chausseegraben döste die ermüdeten Reiter, denen der schleichende Heerwurm allmählich auf die Nerven fiel. Zudem brannte die Sonne. Die Pferde lechzten nach Wasser. Es zog ein Gewitter herauf, und bald goß es in Strömen. Blitze zuckten, und im Tal der Vesdre grollte der Donner. Verwundete Krefelder Husaren kamen zurück, die Hand in der Binde. Sie hatten Louveigne genommen und aus dem Hinterhalte Feuer bekommen.



Die beiden Alten

Meldungen über Truppenbewegungen und Stärke des Gegners bewegten sich im Superlativ. Franzosen waren bereits bei Sprimont gesichtet. Dann wieder standen Engländer bei Huy. Eine Reiterpatrouille war plötzlich eine Eskadron, eine Eskadron ein Regiment, ein Bataillon eine Division. Gerüchte über Ueberfälle auf Patrouillen schwirrten von Schwadron zu Schwadron. Lüttich sei bereits von einer Kavallerieschwadron genommen. Dann wieder sei eine deutsche Armee von Aachen auf Lüttich im Vormarsch. Dann wieder hätten deutsche Truppen in „blau" die Außenforts gestürmt.

Von Aachen kamen Autos mit Roten-Kreuz-Schwestern nach Theux und brachten die Nachricht mit, der Kaiser sei in Spa mit dem Regiment Garde du Korps. In Wirklichkeit war es nur eine Staffel des kaiserlichen Automobilklubs, in ihren besonderen Uniformen.

So löste ein Gerücht das andere ab, teils für bare Münzen gehalten, teils wieder mit einem Lächeln abgetan. Jeder erfand was Neues. Und stets war der Wunsch der Vater des Gedankens.

Unter strömendem Regen bezogen die Brigaden Biwak. Hafer war nur spärlich aufzutreiben. So lebten die Pferde von den Getreidegarben des Feldes. Aufgeweichter Boden, an jedem Stiefel zwei Pfund Lehm und im Magen die lärmende Kanonade. Zwar kochte die Bawar sie angebrannt oder auch noch nicht fertig, als die war sie angebrannt oder auch noch nicht fertig als die Truppen abrückten.

Der erste Tag in Feindesland — er war der schwerste des Krieges.

Nachtlager auf den Höhen von Sprimont

Heiß brannte die Augustsonne auf das ausgedörrte Kampinenland. Ermüdet von dem tagelangen Umherstreifen im Ourthe- und Ambleveabschnitt, und stark erschöpft von durchkämpften Nächten, bezog die 9. KD. schon am frühen Nachmittag des 9. August Quartier und Biwak.

Zwar herrschte bei der deutschen Führung noch immer Unklarheit über die Absichten des Gegners, doch waren Fernpatrouillen bereits bis Namur vorgedrungen, und auch im Süden, im Gebiet der jungen Ourthe, spähten die deutschen Reiter über die Höhen. Diese wendigen, rührigen Späher weit vor der Front und eine engmaschige Kette von Feldwachen und Vedetten hüteten das südliche Ufer der Maas und das Lager von Sprimont.

An den malerischen östlichen Hängen und im Schatten eines kleinen Wäldchens, zwischen Sprimont und dem Amblevebach, wurde das Lager eingerichtet. Mit Lanzen steckten Quartiermacher die Schwadronslagerplätze ab, und die Züge ritten darauf ins Geviert. Erst das Pferd, dann der Mann. . . . . bald waren die Sättel abgenommen und geordnet hinter die Pferde gelegt, die Woilachs entlüftet und auf Fouragierleinen zum Trocknen ausgebreitet. Ein Teil der Mannschaft arbeitete an der Instandsetzung des Sattelzeugs, der andere führte die Pferde in das nahe Städtchen, sie zu tränken.

Im Garten einer Villa entdeckten ein paar erfinderische Husaren einen Brunnen mit einem Trog. Die Dame des Hauses fragte die Husaren nach ihren Wünschen, „Pferdetränken, Madame; die Brunnen haben kein Wasser mehr und unsere Pferde sind dem Verdursten nahe."

„Bitte, bitte, kommen Sie," sagte die Hausfrau „und die Husaren haben doch auch Hunger und Durst?"

„Oui, oui, Madamm', n' Mordshunger, Madamm'."

„Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, bitte, ich mache Ihnen Pfannkuchen. Richtigen deutschen Pfannkuchen mit Speck und Preißelbeeren."

Die Dame sprach ein flottes Deutsch, und die Husaren, die eben ganze Kerle waren, fragten Madame, wo sie denn das Deutsche so schön gelernt habe. „Ich bin doch Deutsche, im Münsterland geboren und nach Belgien verheiratet. Der Krieg hat meinen Mann auf Reisen in Deutschland überrascht. Ob er wohl über die Grenze kommen kann? Was meinen Sie?"

Nun, die Husaren hatten nicht nur Pferdeverstand, sie besaßen auch Mutterwitz und trösteten die Dame und gaben ihr die Versicherung, daß in sechs Wochen „alle" mausetot seien, womit sie in erster Linie die Franzosen und Engländer meinten.

Um die Mittagstunde war ein heftiger Gewitterregen niedergegangen, der die ersehnte Abkühlung brachte und auch den Staub von der Landstraße nahm. Bald lachte die Sonne wieder am heiteren Abendhimmel, und das Lagerleben nahm seinen gewohnten Gang.

Requisitionskommandos nach Thoris brachten Futter und Lebensmittel. Die Bagage rüstete zum Schlachtfest. Abseits des Lagerplatzes brannten die Lagerfeuer, wo die Husaren schulmäßig abkochten. Das Fehlen der Feldküche machte sich drückend bemerkbar. Dies trat für eine Reiterdivision um so deutlicher in Erscheinung, als das Abkochen sehr viel Zeit in Anspruch nahm und dann auch nie was Rechtes daraus wurde.

Die Feldpost war eingetroffen. Beim Verteilen der Postsachen machten sich die Verluste schon recht fühlbar, die der Krieg, aber noch mehr der Kampf mit den Franktireuren im Gefolge hatte. Die meisten Husaren galten als vermißt. Auf Patrouille und als Meldereiter abgeschossen, harrte ihrer ein unbestimmtes Los.

Die Schwadronschefs erteilten Instruktion über das Verhalten auf Patrouille, und die Patrouillenführer ergänzten sie durch ihre bisher gemachten Erfahrungen. Das taten auch die Husaren unter sich. Mancher erfahrene Reitersmann belehrte seine Kameraden über alle Vorkommnisse vor der Front, wobei immer wieder vor der Freundlichkeit der Landesbewohner gewarnt wurde. Ja, ja, die alten Knochen hatten schon das richtige Auge und eine feine Nase für ihr Handwerk und waren nicht minder stolz darauf, wenn der Chef sie hat, ihre Erfahrungen vor dem Forum der Schwadron bekanntzugeben.

Eine neue Sprache, die Feldsoldatensprache und das Patrouillenlatein, war über Nacht geboren. In Ermangelung von Sprachführern wurden französische Brocken gekaut und mit Rotwein hinuntergespült. Das saß und wurde verdaut.

Inmitten des Lagers errichteten die Schwadronsoffiziere aus einem Wagenplan und mit Hilfe von Lanzen und Lanzenriemen ein Zelt, das einem Araberfürsten alle Ehre gemacht hätte. Als Kameraden reichten sich die Offiziere die Hand, und im Hinblick auf leuchtende Vorbilder in der reiterlichen Kriegsgeschichte tranken die neuen Waffengefährten — Brüderschaft.

Dies Beispiel fand Nachahmung, und manch alter Groll wurde auf den Höhen von Sprimont begraben.

Ergänzungsmannschaften aus der Garnison waren im Lager eingetroffen. Darunter auch zwei Blindgänger: Bergleute, die es nicht zu Hause litt und die den Krieg in den Reihen der alten Schwadron mitmachen wollten statt beim „heiligen Train" Brot und Speck zu fahren.

So war denn glücklich zum ersten Mal die große Familie „Schwadron" um ihren Ritter und um die Lagerfeuer versammelt. Die Becher kreisten und stimmten die Husaren heiter und vergnüglich. Hermann mit dem Simili, der oberste Mime und Primus unter den Barden der Schwadron, ritt den Pegasus und gab seine ollen Kamellen — ach zum wievielten Male schon — zum Besten. Deklamationen wechselten mit dem Erzählen von Schnurren aus der Garnison, wobei manch' blonder Maid ehrenhalber gedacht und ihr ein Glas Rotwein geweiht wurde, weil sie es immer so gut mit den Husaren meinten. Aus allen Winkeln des Lagers erklang Musik und Gesang. Batterien von Flaschen knallten. Sie wurden auf den baldigen Einzug in Paris geleert. Alte Reiterlieder mit ihrer schwermütigen Melodie erzählten von Morgenrot und frühem Reitertod. Allmählich kam feierliche Sonntagsstimmung auf. Die Zigarre in der Hand, lasen die Offiziere aufmerksam die Zeitungen. Der Aufmarsch des deutschen Feldheeres in West und Ost wurde auf der Karte aufmerksam verfolgt und Meinungen und Ansichten über die demnächst erfolgenden taktischen Vorstöße ausgetauscht.

Feierabend auf dem Schlachtfeld. . . .

Die große Poesie des reiterlichen Lagerlebens — es sind Lieder ohne Worte —, die nur ein Dichter geben und nur ein Künstler in Töne zu setzen vermag. Tief im Busen der Reiter schlummern die Taten ohne Worte, schlummert die große Festigkeit und das große Pflichtbewußtsein.

Mut, Ausdauer, Besonnenheit und Heroismus und nicht zuletzt die Kameradschaft, das ist die große Poesie des Krieges und der gewaltigste Herzschlag im Leben des deutschen Reiters. — — —

„Erhebt Euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'.
Es wiehern Euch die Pferde
Den neuen Morgen zu."

Trompetenklänge wecken die Reiterdivision. Es ist Sonntagmorgen und der erste Sonntag im Felde. Der Kommandeur besucht sein Husarenregiment, das, im Geviert aufgestellt, dem Feldgottesdienste beiwohnt.

Der Feldsoldat liebt Predigten, die aus feurigem Herzen kommen und darum um so tiefer zum Herzen dringen. Ihm ist der Feldgeistliche mehr als Pfarrer. Ihm ist er Freund und Berater und — der große Kamerad.

Der Feldgeistliche sprach die einfache Sprache des Soldaten: feurig, kernig, männlich. Stets schmiedete er seine Predigten am Feuer seines Geistes und war seiner Reiterdivision in allen Lebenslagen der tröstende Freund und Kamerad.

Während die deutschen Mörser über den Festungskern von Lüttich und das Fort Loncien ihre Eisensaat ausschütteten, brauste das niederländische Dankgebet über die malerischen Höhen von Sprimont in das romantische Tal der Maas.

Eine Stunde später ritt die 9. K. D. ins Gefecht.

Feiertag jenseits der Grenze

Pioniere und Jäger bahnten der 9. Kav. Div. bei Hermalle sous Huy den Weg über die Maas. Heftiger Franktireurkrieg ging dem Brückenschlagen voraus. Straßen und Häuser trugen die Merkmale blutigen Ringens zur Schau.

In der Mittagstunde des 14. August ritt die 13. Kav. Brig. über den Fluß und stellte Feldwachen aus.

Graf v. Asseburg hütete den Westen. Bei Amay stand seine vorderste Patrouille. Im Garten einer Villa hatte sich diese postiert. In der Autogarage fanden die Pferde ein leidliches Unterkommen. Aber sie standen unter Dach und schmausten aus vollen Krippen. Ein Ziegeleibesitzer, der in Deutschland studierte, war der gütige Spender. Die Husaren machten es sich im schattigen Garten bequem. Der Barbier wurde gerufen, die Heldenhäupter salonfähig zu machen.

Die Villa gehörte einer vermögenden Dame. Sie war Besitzerin einer Fabrik in Lüttich und lieferte ihre Erzeugnisse nach Aachen. Ihre Deutschfreundlichkeit betonte sie mit rührender Gastlichkeit. Sie hatte ein Pensionsjahr in Godesberg verlebt und wußte viel Interessantes von der Lindenwirtin und ihrem Besucherkreis zu erzählen. Auch ihre reizenden Töchter, Eleonore und Lucia gaben in Godesberg ein einjähriges Gastspiel, und Lucia befand sich gerade auf Urlaub, da brach der Krieg aus Für das bunte rheinische Leben, für Studenten und Tanzhusaren, für Lampionfahrten auf dem Rhein, für Gesang zur Laute und Mondscheinserenaden schwärmten die beiden jungen Damen uns allerlei vor.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tal der Jugend

Von Heinrich Lersch

In früher Kindheit schon, die er auf dem väterlichen Landgut an der großen Heerstraße dahinbrachte, trug Johannes Sehnsucht nach der unbekannten, lockenden Weite, und vielfältige Wunder erträumte er sich in der fremden Welt jenseits der blauen, das heimatliche Tal umgrenzenden Berge. Er sah das Leben mit Wanderern und Wagen ewig vorüberströmen an dem Gehöft, darin Geschlechter seiner Vorfahren gelebt, geschafft und gestorben; er verspürte den heftigen Pulsschlag bewegten Treibens auf der Landstraße als eine Verheißung, und sein Verlangen entzündete sich nach bunten Städten, blauen Meeren und schneebedeckten Firnen, nach Lust und Mühsal, Sturm und Seligkeit weiter Wanderung.

Die Eltern, da er von seinen Träumen sprach, lächelten nur, die blonde Marthe aber, das Nachbarskind und seine Jugendgespielin, lauschte den verzückten Phantasien, die Johannes vor ihr auskramte, mit großen, staunenden Augen. Sie mochte ihn gern, sie bewunderte, selbst der Scholle ganz verwachsen, seinen Wagemut, seine Sehnsucht nach neuem Erleben, und fürchtete doch zugleich, ihn an eine fremde, traumhafte Ferne zu verlieren. Sein Wunsch, aus der Enge der Heimat in die Vielgestaltigkeit der Welt hinauszuwandern, ward, da er zum Jüngling heranwuchs, immer heftiger, über alle Widerstände hinweg sprang sein Wille, ein Schicksal zu suchen, das er fern irgendwo sich vorbestimmt glaubte. Mit nimmermüdem Drängen erzwang er die Einwilligung der Eltern, beruhigte Marthes erschreckte Sorge und verlachte ihre Furcht. Aber da sie ihn beschwor, bald wieder heimzukehren, und ihn versicherte, sie werde auf ihn warten und ihn auch in der Ferne niemals vergessen, schien ihm, als nehme er eine schöne Hoffnung, eine glückliche Vorbedeutung mit sich auf den Weg.

Von den Träumen der Ferne erfüllt, fand Johannes leichten Abschied vom Heimathof. Das Leben lockte; den Wanderstab in der Hand, ließ er das vertraute Tal bald hinter sich und zog die Straße dahin, die seine Sehnsucht längst vor ihm geschritten war. Ein kleiner Schmerz wollte aufkommen, etwa wie Trauer um den Frieden der Stille, und eine Weile war es ihm, als gingen Marthes helle Augen mit ihm auf dem ungewissen Weg. Aber schnell war diese letzte Bedrückung abgefallen, da er auf der Berghöhe stand und weiter, als er je gekommen war, die Ferne vor sich ausgebreitet sah mit Wäldern, Wiesen, Strömen und verstreuten Dörfern. Rüstig folgte er der Biegung der Straße, die ihn zur Ebene hinabtrug, und kein Blick schweifte rückwärts nach dem heimatlichen Tal.

Das Leben, das er ersehnt hatte, brauste in buntem Wechsel nun über Johannes hin. Die Welt tat sich ihm auf mit immer neuen Bildern, er fand Eingang in die Torbogen großer Städte, diente bei gütigen und strengen Meistern, gewann Wegzehrung zu neuer Reise, nächtigte unter dunkelgewölbtem Sternenhimmel, setzte über breite Ströme, durchwanderte fruchtbare Täler, klomm über steile Berge. Er spielte und trank, flüchtiger Laune nachgebend, in Schenken mit lustigen, leichtfertigen Gesellen, fand die Liebe zärtlicher Frauen. Aber weiter trieb ihn die Sehnsucht, leichtherzig schenkte er hin, was er gewonnen, zog der Ferne entgegen unbeschwert nur mit dem Wanderhut und Wanderstab. Er lernte Not und Armut kennen, hungerte sich durch fremdes Land, verdiente sich neues Gut mit harter Arbeit, vergeudete es wieder in sorgloser Stunde, und immer wechselte um ihn der Reigen unsteter Bilder. Eine seltsame Neugierde trieb ihn ruhelos, nirgendwo mochte er rasten, als sei in ungewisser Ferne für ihn irgendein ersehntes Ziel, das er zu versäumen fürchtete. Ein dunkler Wunsch regte sich in seiner Seele, unbegriffen noch, wie Ahnung von einem Erleben, das seinem ziellosen Suchen Erfüllung bieten könnte. Aber er verstand nicht das Geheimnisvolle, das immer in der Ferne vor ihm lockte und winkte; bis eines Abends im grauen Dunkel nach Sonnenuntergang, da alles Land fahl verblaßt lag vor dem Aufblinken der Sterne, sein ganzes Leben ihm verloren, sinnlos und unwert erscheinen wollte in diesem blassen Verdämmern und eine Erinnerung vor ihm auftauchte, in hellen Farben leuchtend: das Tal der Jugend, der Heimathof, freundliche Sorge der Eltern, Marthes blanker, zärtlich bangender Blick.

Seit jenem Abend, den er wie eine Offenbarung empfand, war in Johannes ein Wissen, daß alles, was ihm auf seiner Wanderung widerfahren, nur ein zufälliges Geschehen gewesen in der Erfüllung seines Schicksals. Er begriff, daß er einen Irrweg gegangen war, da er das Leben in der Fremde suchte, und daß dieser Irrweg doch notwendig gewesen, um über sich selbst Klarheit zu gewinnen. Dem Ruf einer unbekannten Sehnsucht war er gefolgt weithin durch Dörfer und Städte, über Berg und Tal, zwischen Leid und Freude. Der Heimat galt der verborgene Wunsch seiner Seele, und Johannes verstand, daß er hatte ausziehen müssen, um erst in der Fremde der Heimat recht bewußt zu werden.

Von hellen Erinnerungen der Jugend umgeben, wandte er sich zur Rückkehr, und wieder fühlte er das wechselnde Leben über sich strömen mit Gewinn und Verlust. Aber kaum berührte ihn noch dies alles, das fremd an ihm vorüberglitt, und heftiger als einst sein Wunsch zur Ferne schlug seine Sehnsucht nun der Heimat entgegen. Er folgte der großen, weiß am Horizont verschwimmenden Straße, bei jeder Wegbiegung ausspähend nach dem vertrauten Tal. Die Last der vielfältigen Erlebnisse wollte über ihn sinken mit bedrückender Wucht, endlos dehnte sich der Weg im grau aufflatternden Staub, aber der Schritt wurde nicht müde, von Sehnsucht beflügelt. So kam endlich der Tag, da Johannes von steiler Bergkuppe den ersten Blick in die heimatliche Ebene erhaschte, indes die Stätten der Kindheit, die Häuser, der Wald, die Wiesen und Aecker vor ihm lagen noch wie Spielzeug klein und fern. Und er stand still in ehrfürchtigem Begreifen, daß nun seiner Wanderung Kreis sich schloß, daß die wilden Wünsche Ruhe gaben und Friede der Heimat ihn wieder aufnahm, errungen als köstlicher Preis in vielen Tagen irrwandernden Suchens.

Eine warme Freude quoll tief aus dem Herzen empor und von einer großen Feierlichkeit fühlte Johannes sich angerührt, wie das Tal vor ihm lag, von blanker Sonne überstrahlt. Grau zog die breite Heerstraße mitten durch die Ebene und klomm ganz fern zu Berghöhen empor. So läuft die Straße des Lebens, dachte Johannes bei sich, über Hügel hinweg klimmt sie, fließt durch Ebenen, setzt über Ströme, durchquert Städte, wandert ruhelos und will ins Grenzenlose entgleiten. Irgendwo aber steht ein Haus, das ist Ziel und Rast, Anfang und Ende: der Heimathof. Von ihm fort strebt junge Sehnsucht, und mit bunten Bildern gaukelt die weite Welt. Frei seines Weges zieht der Mensch in das Leben hinaus, die Wunder des Lebens zu empfangen, und ist gebunden doch in der unendlichen Kette der Ahnen, deren Blut in ihm pocht, deren Schicksal er mit sich trägt, die Gedanken, die sie sterbend unerfüllt ihm hinterließen. Darum muß er ausgehen, sich ins Grenzenlose verlieren, bis zuletzt ein Abend der Besinnung ist, da Geheim-Verborgenes sich aufschließt im Begreifen: der Sinn in dem wirren Leben ist ewiges Heimatsuchen.



Die ganze Familie

Da Johannes niederschritt in das vertraute Tal, schien ihm, er habe es in all seinen Träumen sehnsuchtsvoll umfangen, es war ihm das verlorene, nach mühseliger Wanderung wiedergefundene Paradies. Hier lebte das Glück, warteten Menschen, die ihn liebten, hier wohnte der Friede und verebbte der Sturm. Ob sie ahnen mochten, die Eltern und Marthe, die treue Jugendgefährtin, wie nahe er war? Die hellen Fenster des Heimathofes blinkten fröhlichen Willkommengruß, die bunten Blumenstöcke vor den Scheiben verhießen festlichen Empfang. Von Vogelruf erfüllt war das Tal, von Sonne durchströmt. Freude über den Heimgekehrten spiegelte sich rings in der heiteren Landschaft.

Und heller Dank war in Johannes, daß seine Sonne noch im Mittag stand, mit klarem Schein über dem Heimathof wuchs; daß er zur rechten Zeit den Weg der Rückkehr gefunden, da seine Kraft ungebrochen, nur gestärkt und erprobt im Kampf, in Not und Fährlichkeit der Wanderung. Trost und Ruhe bot nun das alte Haus, aber Willen auch zu Werk und Tat. Hinter blumengeschmückten Fenstern wollte er das Glück finden und bewahren als teuer errungenen Besitz. Wie mochte es schön sein, wenn er arbeitsmüde am Abend vor der Tür saß, sich im fahlen Dämmern doch reich und geborgen wußte, wenn ein liebes Weib hinter ihm aus der Stube trat und mit zärtlichen Händen die letzten Schatten von seinen Schläfen scheuchte. Und drinnen, ihrem heimlichen Schicksal entgegen, schliefen Kinder: junge Triebe am ewigen Stamm wechselnder Menschengeschlechter.

Johannes, das Land umfassend mit heimkehrfrohem Blick, reckte sich hoch. Ein helles Kleid erspähte er drunten vor dem Heimathof und ein winkendes Tüchlein. Mit schnellerem Schritt vorwärtsgewandt, schwenkte er den Wanderhut wirbelnd durch die Luft und warf den Jubelruf erlöster Sehnsucht empor zu dem blauflammenden Sonnenhimmel.

*

Flossfahrt durch den indischen Urwald

Ein eigenartiges Gefühl ist es, auf dem Floß aus schwankenden, dünnen Bambusröhren zu stehen, wie auf einer dichten, weichen Matte, die unter jedem Schritte nachgibt. Eingeborene haben auf dem kaum zwei Meter breiten Floß eine Blätterhütte aufgestellt mit einem zierlichen, immer bewegten Gitterfenster.

Hinter den Palmwäldern und hohen Gebüschen flirrt das unbekannte Abenteuer. Das braune Wasser des Flusses ist träge und treibt langsam der indischen See zu. Aber diese Fahrt auf dem Bambusfloß hat etwas Kosendes. Es ist ein süßes Wiegen in den Schlummer; wie ja alles in diesen Zonen von einem eigenen fremden Reiz ist. In der dichten Laubwölbung uralter Bäume hocken Affenfamilien und schimpfen; sie sind wütend über die Eindringlinge.

Das Floß gleitet weiter. An badenden Knaben vorbei, die den Schlamm flutarmer Kanäle immer noch der trockenen Hitze vorziehen. Uebrigens ist das Baden eine der wichtigsten und eifrigsten Beschäftigungen des Asiaten. Die zwei Floßführer springen immer wieder in den Fluß, und wiederholen dieses Spiel mit einem unabänderlichen Ernst, bevor die Sonne den letzten Wassertropfen von den blanken Körpern genommen hat.

In gleichmäßiger, beschaulicher Fahrt treibt das leichte Floß dahin. Die Hitze prallt vom Wasserspiegel zurück. Manchmal liegt der Zauber einer tropischen Landschaft hinter einer Flußbiegung: Tijpanas spiegeln sich in glatten Weihern, Palmen mit hohen Fächern, hinter deren schlanken, zartbehaarten braunen Stämmen ein Kampong herüberdämmert. Oder es steigt silberschimmernd eine phantastische ländliche Szene vor uns auf, das Spiel eines Lichts, das verhaucht, verweht wie eine Schaumwolke am tiefblauen Himmel.

Auf Bambusstangen hängen die Sarongtücher der dunkelbraunen Frauen. Es sind bunte Stoffe darunter, die meist eine deutsche Heimat haben; bei einem chinesischen Händler oder in einem Bazare gekauft wurden; europäische Ware.

Schöner, reizvoller, als diese Javaner-Fahrt hinter Batavia ist es auf dem Aër Moësi auf Sumatra. Dort ist der Fluß belebter. Dschungel drängen sich an seine Ufer. An dem Floß vorbei treiben Dschonken, kleine schwimmende Kaufläden chinesischer Händler. Diese Fahrt ist abenteuerlich. Die Hitze quält den Menschen. Dünste schwelen über den Sümpfen und Wassern; die Tropen glühen. Im lauen Schatten der ersten Nachtdämmerung sahen wir dunkle, schwarze Blöcke auf dem Wasser treiben. Angstrufe flogen verworren aus den Dschungeln herüber. Eine Dschonke mit düsterem, groteskem Drachenflügel als Segel flüchtet eifrig der nächsten Flußbiegung zu. Die zwei Malayen, die hier den Dienst der Lotsen tun, verlassen den Rand des Floßes und der unruhige Blick ihrer Augen dringt bang in das tiefereinfallende Dunkel der Nacht. Die schwarzen Blöcke sind indessen näher gekommen und schwimmen ruhig im trägen Wasser herauf. Das Floß treibt dem Ufer zu und läßt die dunklen Blöcke links liegen.

„Krokodile!“ sagt jemand. Aber es gibt kein Gewehr auf dem Floß und wir mußten froh sein, die schwarzen Ungeheuer hinter uns zu haben. Es war das einzige Mal, daß wir Krokodile sahen; man muß diesen Raubtieren oft wochenlang auflauern, ehe man sie vor das Gewehr bekommt. Da ist es bei den Tigern einfacher. Sie sind jetzt wieder so zahlreich, daß sie bis zu den Scheunen der Tabakpflanzungen vordringen, plötzlich auf den Wegen und Straßen stehen und die Ochsenkarren der Eingeborenen überfallen. Man spricht heute in Holländisch Indien wieder von einer Tigerplage, und eine Beute von dreißig Stück im Jahr ist für tüchtige Jäger keine Seltenheit.

. . . Der Fluß wimmelt jetzt von dünnen, schwankenden Lampions, deren farbige Lichter verworren im dunklen Wasser widerspiegeln. Boote und kleine Dampfer kommen von der See herauf. Es sind Nippónfahrzeuge, Kaufleute, die Waren bringen und Waren holen: Rotang, Matten, Früchte und Tabak. Es ist, als hätte die Welt hier ein Ende. Als gäbe es nichts mehr anderes, als dieses verworrene, unbekannte, fremdartige, in einen niederzwingenden Dunstschleier gehüllte tropische Nachtbild; diese fremden Worte, diese braunen und schwarzen Gesichter mit blanken Zähnen und weißen Augen und weißem und buntem Lendentuch.

Aus den Hütten der Kampungs ruft ein Vogel malayische Worte: „Tuan“ und „Pasengrahan“ und „Palo“; er ruft Worte in holländischer Sprache; „Dag“ und „Mijnheer“. Es ist dies ein kleiner Vogel, groß wie unsere Drossel, ihr gleich in der Farbe, der Schnabel gelb. Liebling der Eingeborenen. Die Sümpfe fangen an zu gären; das Land kocht. Die Lichter zittern verlöschend. Und alle Welt scheint verloren, verspielt — ein wüster, niedriger, quälender Traum geworden . . .

Das eintönige Tamtam einer dunklen Trommel zerreißt diesen Traum. Man wacht auf: es sind keine Krokodile da, keine grotesken, in ihrer Art malerischen Dschonken, keine Sümpfe, Mangroven, keine Fahrt in einen Dschungel, in eine Wildnis auf dem Urwaldfluß.

Ein tiefblauer Himmel fliegt hoch über hellaubige dichte Bäume; Schleppboote werden gelöscht. Gelbe, braune Bambusflöße reihen sich aneinander; das Wasser des Flusses geht langsamer als ehedem. Kuli, mit schweißtriefendem Körper schleppen Ballen, Hölzer und Kisten über schwankende Treppen in die Boote. Ein großer Hafen muß in der Nähe sein. Die zwei Malayen treiben das Floß weiter, einem Händler zu, der Bambusrohre an Handwerker verkauft.

Ehe man in dem Hotel in Batavia zu dem gewohnten Cocktail und den starken Opiumzigaretten landet, ist diese leichtbeschwingte, schaukelnde Fahrt verflogen. Verweht, wie ein lächelndes, inniges Schlummerlied, das man einem Kinde singt.

Was aber wären wir auch anderes in diesen fernen, tropischen, östlichen Ländern, als Kinder, die sehr gut den Blick aus den Augen dieser fremden, uralten Welt empfinden: den ruhigen Blick aus den dunklen Augen des asiatischen Menschen. Alfred Wiedenbrück.



Landschaft mit Pappeln

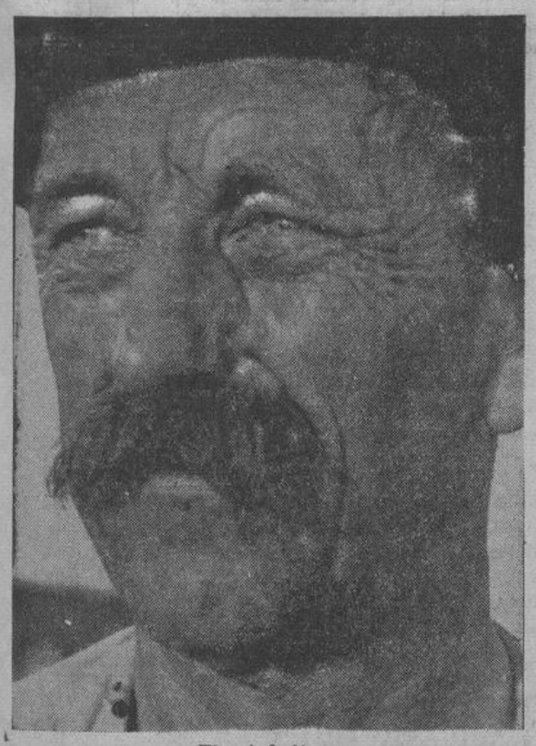


Herbst im Park

WOCHENEND

Das Antlitz der Arbeit

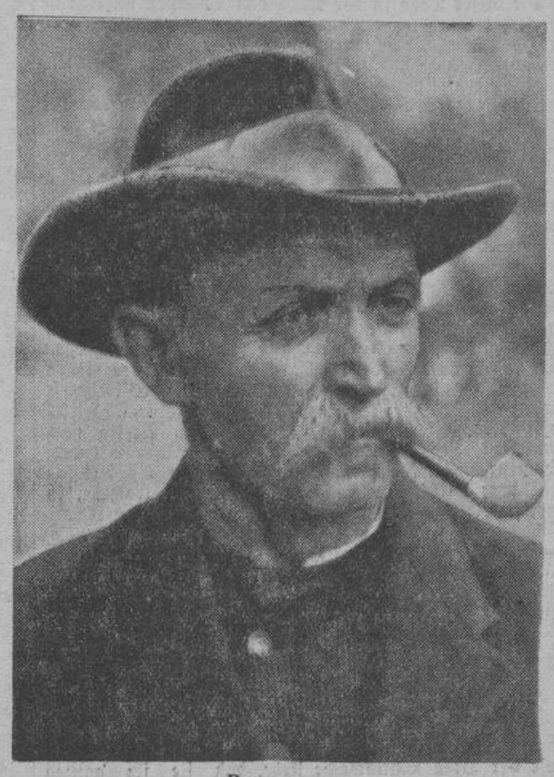
Von allen Bildern, die ich in meinem Leben gesehen habe, haben die Bilder, die das Antlitz eines Menschen darstellen, den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Die schönsten Impressionen eines Monet, die farbigen Kompositionen eines Stuck, eines Klinger, oder die adeligen Darstellungen Feuerbachs haben mich immer nur solange fesseln können, als ich sie vor Augen hatte, aber die Augen auf dem Selbstbildnis des alternden Rembrandt, das ich in einer Londoner Galerie sah, verfolgen mich heute noch. Der Mann mit dem Goldhelm, den ich zu einer Zeit, als ich mit den wenigen Mark, die ich mir mühsam zusammengespart, zum ersten Male nach Dresden fuhr, sah, war das erste Bild, das zu besitzen ich mich sehnte. Und in welcher Galerie ich seither auch gewesen bin, die Bilder, die das Antlitz eines Menschen darstellen, sind die einzigen, an die ich mich erinnern kann. Die hilflosen Kinderaugen der Modersohn im Städel zu Frankfurt, der Christuskopf Leonardo da Vincis, den ich in Mailand sah, die Rätselaugen der Mona Lisa im Louvre, die Selbstbildnisse Rembrandts, in denen das Dasein bis ins Letzte ausgeschöpft scheint, und die ungeheure Lebensnähe der Bauern Van Goghs. Ich brauche nur ein wenig nachsinnen und immer neue Bilder fallen mir ein, immer neue Menschenantlitze, immer neue Schicksale, die ewig wurden durch den Pinsel eines Malers. Immer ist es die Landschaft des menschlichen Antlitzes gewesen, die mich von allen Landschaften dieser Erde am ehesten anzog. Und wie gut kann ich die Ehrfurcht verstehen, mit der die ersten Photographen, die sich plötzlich in die Lage versetzt sahen, in wenigen Minuten das Bild eines Menschen festhalten zu können, wozu der Pinsel des Malers zuvor Wochen oder doch Tage gebraucht, sich ihres Werkzeugs bedienten. Ich spüre, wie sie vor Verantwortung zitterten, wann immer sie vor die Aufgabe



Ein Arbeiter

gestellt wurden, eines Menschen Antlitz ins Ewige, ins Unvergängliche umzusetzen. Wie müssen sie gelitten haben unter der Tatsache, daß die Linse ihrer Kamera keinen Unterschied machte zwischen Edlem und Unedlem, zwischen Erhabenem und Gemeinem. Und wenn aus dieser ersten Zeit der Photographie fast nur edle Gesichter, deren Blick heute noch uns anrührt, wie nur das Werk eines Meisters uns anzurühren vermag, erhalten sind, so beweist dies, daß jene Photographen nicht jeden für würdig hielten, durch ihre Kamera verewigt zu werden. Erst eine spätere Zeit mußte kommen, die ein Geschlecht hervorbrachte, das jede Ehrfurcht vor seinem Werkzeug verloren, das jedes Antlitz und sei es noch so flach und banal, auf die Platte bannte. Nicht um das Banale bloßzustellen, sondern um es umzufälschen in jene falsch verstandene Schönheit, die wir Kitsch nennen.

Vor der Verflachung der Wiedergabe des menschlichen Antlitzes, vor der Fixierung der Banalität hat uns die Kamera nicht zu bewahren vermocht und so ist der Maler, der durch die Erfindung der Photographie seine Existenz in Frage gestellt sah, sehr bald wieder in seine alten Rechte eingesetzt worden, das menschliche Antlitz festzuhalten und zu deuten. Aber neben ihm steht, ebenso stark und seiner Aufgabe bewußt, der moderne Photograph, der wieder mit Ehrfurcht herangeht an die Darstellung des menschlichen Antlitzes, der die Möglichkeiten der Kamera, die ihm gestattet, schneller zu sein und genauer als der Pinsel, ausschöpft.



Bergmann

Und noch einen Vorzug hat die Kamera vor dem Pinsel. Sie braucht nicht auf den Auftrag zu warten. Sie kann den, der sie zu verwenden weiß, begleiten in alle ihre Linse kommt. Sie ist nicht an den Ort gebunden. Sie kan den, der sie zu verwenden weiß, begleiten in alle Welt, und während der Maler sich verzweifelt den Kopf zerbricht, wie er je in seinem Leben einen bestimmten Menschen, dessen Antlitz er malen möchte, wieder zu Gesicht bekomme, geht der Photograph, lange nachdem er wieder zurückgekehrt ist von seiner Reise, in seine Dunkelkammer und prüft, was er eingefangen auf seinen Fahrten und was von seiner Beute auszugraben sich lohnt.

So sind die Köpfe entstanden, die hier abgebildet sind: Aus einer tiefen Liebe zum menschlichen Antlitz und aus der Möglichkeit, die die Kamera auch dem Menschen gibt, der den Pinsel und den Malstift nicht zu führen versteht, alles das, was er liebt, oder des Festhaltens für würdig hält, zu bannen auf die photographische Platte. Es sind nicht die Prominenten, die mich gereizt haben, nicht die hundertmal photographierten und die tausendmal abgebildeten, deren Klischees in Archiven aufbewahrt werden. Unbekannte Arbeiter sind es zumeist, von denen ich nichts weiß und von denen ich nie mehr zu erfahren versuchte als das, was ihr Antlitz aussagte.

Das freilich weiß viel zu erzählen. Denn wohinein hätte das Leben wohl tiefer seine Runen gedrückt als in das Antlitz des Arbeiters? Als in das Antlitz der Männer, die ihr Leben hinter den Maschinen verbringen, in den Bergwerken, die auf hohen Baugerüsten stehen, um Stein neben Stein zu setzen, Niet neben Niet zu schlagen, Stahl in Stahl zu fügen. Das Leben am Feuer, das Leben in den Gruben, und der Schreck, den sie in manchem gefahrvollen Augenblick erlitten, da ihnen der Tod näher war als das Leben, hat an ihrem Gesicht gearbeitet, wie die Freuden des Lebens, die auch sie genossen



Ein Schiffer

haben zu ihrer Zeit. Denn ihr Leben war nicht nur Kampf und Härte, nicht nur Schweiß und Entbehrung, es war auch Hoffnung. Es war auch Stolz auf das Werk, an dem sie mitschaffen durften, Stolz auf das Vaterland, dem sie dienen durften, Stolz auch auf all das Große, zu dem auch ihrer Hände Arbeit zu ihrem Teil beitragen durfte.

Was mag nicht dieser alte Bergmann, der nun wohl schon lange nicht mehr in die Grube hinabfährt, in seinem Leben alles gesehen haben. Was mag an seinem Antlitz nicht alles mitgeformt haben? Wieviel Sorge,



Wartende Arbeiter am Fabriktor

wieviel Kampf, aber auch wieviel Hoffnung mag sein Leben erfüllt haben. Und doch, wie edel, wie ausgeglichen, wie offen ist sein Auge geblieben. Jünger, aber auch selbstbewußter blickt der Schiffer in den Tag, den ich traf an einem Tag, da er Säcke aus dem Rumpf seines Frachtkahns ans Ufer schleppte. Auch er gezeichnet von seiner



Ein Steinmetz

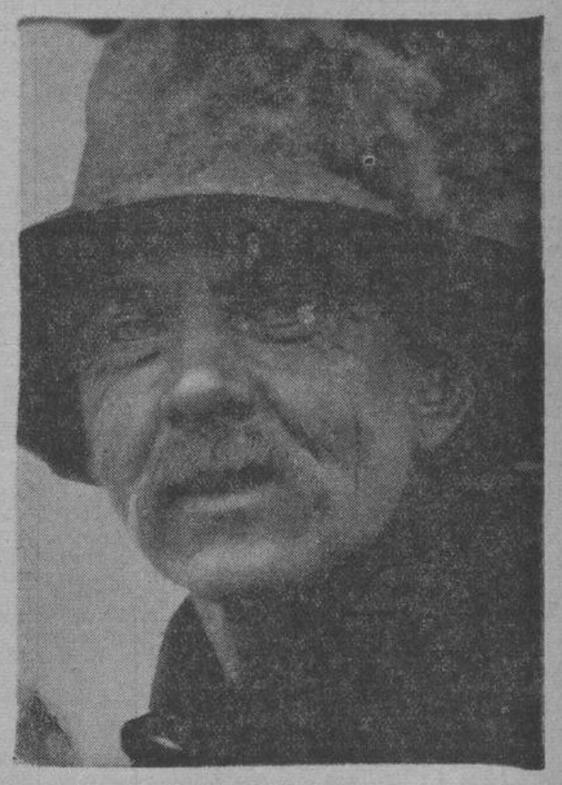


Junger Zimmermann



Alter Hüttenarbeiter

Arbeit. Auch er Träger eines Antlitzes, das dem, der darin zu lesen vermag, viel zu sagen hat. Und so ist es mit all diesen Männern. Die Drei, die über einen Zaun gelehnt, ihre Arbeitspause verwarten. Der Oelarbeiter, den ich in der Lüneburger Heide traf, der Steinmetz, der seine Augen durch eine Brille vor den Splittern schützt, die sie bedrohen und die gleiche Brille benützt, um die Wunder des Gesteins, denen er so lange er lebt, nachgegangen ist, besser sehen zu können und jener alte Hüttenarbeiter, dessen Antlitz die sichtbaren Spuren seines Berufes trägt. Denn die kleinen warzenähnlichen Gebilde, die von seinen Wimpern herunterhängen, sind verursacht durch glutflüssige Eisentropfen, wie sie in der Nähe der Converter die Luft durchwirbeln und denen die Arbeiter dieser Betriebe besonders ausgesetzt sind. Aber welche Ruhe liegt nicht auch in diesem Gesicht! Wieviel Wissen, das die Frucht eines langen tätigen Lebens ist. Wie einmalig erscheint ein jedes dieser Gesichter, so viel Gleich-



Alter Oelarbeiter aus der Lüneburger Heide

artigkeit ihnen die Zugehörigkeit zu ihrer Rasse, die Tatsache, daß sie alle auf dem gleichen deutschen Boden leben und schaffen, auch verleihen mag. Und noch der junge Zimmermann, der noch zu jung ist, als daß das Leben viel in seine Züge hätte hineinschreiben können, ist er nicht ein Sinnbild deutschen Arbeitsstolzes? Ist er es nicht durch sein Antlitz, das vom Leben noch keine feste Form bekommen hat, so ist er es doch durch die Tracht seines Berufes, die ihn verbindet mit allen, die wie er mitschaffen am Bau des Vaterlandes. Die kurze Pfeife, die er sich in den Mund gesteckt hat, unterstreicht noch seinen Willen, sein Leben zu formen nach den Gesetzen der Arbeit und seines Standes, die ihm teuer sind, wie sie jedem heilig sind, der im Bewußtsein seiner Notwendigkeit den Platz ausfüllt, auf den das Leben ihn stellt.

Erich Grisar.

Heitere Welt.



Der höfliche alte Anatomieprofessor:

„Sie haben wirkliche entzückende Schlüsselbeine, Gnädigste!"

*

Das liebe Geld.

Er: „Du bist nur freundlich zu mir, wenn Du Geld haben willst!"

Sie: „Ich bin immer freundlich zu Dir!"

Er: „Ja — leider . . .!"

*

Jugend.

„Finden Sie, Fräulein Thilde, daß ich Sie noch zu wenig kenne, um Sie um einen Kuß zu bitten?"

*

„Na, Frau Möller, wie geht es Ihrem Jungen?" — „Aber Herr Professor, ich habe doch ein Mädel!" — „Ach ja, richtig! Ich wußte ja, daß es eines von beiden war!"

*

Einmal ruderte Gottfried Keller mit einem Freunde über den See nach Küßnacht, denn der Wirt von Küßnacht hatte einen guten Wein. Es war schon spät nachts, als sie wieder in ihr Boot stiegen, um heimzufahren. Abwechselnd ruderten sie, eine Stunde Gottfried Keller, eine Stunde der Freund. Dann kam wieder Gottfried Keller an die Reihe, dann wieder der Freund. Der Morgen begann zu grauen, aber noch immer hatten sie das heimische Gestade nicht erreicht. Als es heller zu werden begann, stieg der Wirt von Küßnacht zum Landungssteg hinunter und sah dort zwei fleißige Ruderer. Es waren Gottfried Keller und sein Freund. Erstaunt rief er ihnen zu: „Warum tut ihr denn's Kähnli nit abhänge, ihr Herre?"

*

„Mama, Fritz hat behauptet, ich sei ein Lausbub!" — „Hat er es hinter deinem Rücken gesagt?" — „Nein! Vor meinem Bauch!"

*

Der Hut.

Herr und Frau Pumpernickel stehen vor einem Hutgeschäft. „Sieh nur, Emil, in diesen Hut bin ich direkt verliebt." — „Dann wollen wir lieber weitergehen, sonst werde ich noch eifersüchtig."

*

Aus Liebe.

„Gut, Sie können meine Tochter haben! Aber das will ich Ihnen sagen, vor meinem Tode bekommt sie keinen Pfennig von mir!"

„Gewiß, Herr Kommerzienrat, ich heirate Ihre Tochter nur aus Liebe . . und im übrigen . . Sie werden ja auch nicht ewig leben, Herr Kommerzienrat!"

*

Eine Perle.

„Kann ich den Herrn Direktor sprechen?"

„Worum handelt es sich?"

„Ich habe hier eine Rechnung — —"

„Der Herr Direktor ist seit gestern aufs Land gereist!"

„— — die ich bezahlen wollte!"

„Aber er ist heute früh zurückgekommen! Bitte, treten Sie doch näher!"

*

Ein viertel Pfund.

„Denken Sie mal an, nach Brasilien verheiraten Sie sich! Wo der Kaffee herkommt! Wann reisen Sie denn wieder nach Europa?"

„Ich hoffe, in zwei bis drei Jahren!"

„Ach — dann bringen Sie mir doch bitte ein viertel Pfund mit!"

Das Kompliment.

Erlesene Gesellschaft bei dem kunstverständigen Großkaufmann Henning. Im Eßzimmer hängt eine Reihe prachtvoller Porträts an den Wänden. Bei Tisch erhebt sich Oberst Bastenberg, klopft an das Glas und beginnt seine Rede auf die Damen mit den Worten: „Was sind doch alle diese Schönheiten an der Wand gegen die, die mit uns am Tische sitzen — —!"

*

Die alte Geschichte.

Sie: „Heute abend willst Du also wieder ausgehen? Wirst Du denn lange fortbleiben oder kommst Du früh nach Hause?"

Er: „Wenn ich lange fortbleibe, komme ich immer früh nach Hause!"

*



Das wäre ein Geschäft!

Die Vision, die der Stehkragenfabrikant bei einem Besuch im Zoo hat.

Wer glaubt es?

„Den entzückenden Ring willst Du mir schenken? Das ist ja reizend von Dir! Aber . . warum sind denn die Buchstaben A. K. eingraviert?"

„Das bedeutet Achtzehn Karat, Lucie!"

*

Mildernde Umstände.

„Ich würde Dich gerne heiraten, Rita, aber was soll meine Familie sagen, wenn sie erfährt, daß Du Tänzerin bist?"

„Aber Kurt, ich tanze doch so schlecht!"

*

„Warum grüßen Sie die alte Dame so devot?" — „Ich schulde ihr sehr viel!" — „Ach, wahrscheinlich Ihre Wohltäterin?" — „Nein, meine Wirtin!"

Kraftfahrzeug gegen Schienenzepp.

Rund um den schnellsten Straßen-Rennwagen der Welt.

Die dieser Tage in der Nähe von Budapest unternommene Rekordfahrten Caracciolas erbrachten den Beweis, daß Deutschland in den neuen Mercedes-Benz-Rennwagen die schnellsten Straßen-Rennwagen der Welt besitzt. Wir alle stehen noch im Bann der Rekordgeschwindigkeiten, die mit dem Mercedes-Benz-Wagen herausgefahren wurden. 320 Km. in der Stunde — kaum vorstellbare Geschwindigkeiten! Indem wir aber versuchen, uns diese Geschwindigkeiten begriffsmäßig verständlich zu machen, eilt die Technik weiter. Wer weiß, ob die heute erzielten Spitzengeschwindigkeiten mit dem Mercedes-Benz-Rennwagen nicht die Durchschnittsgeschwindigkeiten unseres modernen Schnellverkehrs „von morgen" sind. — Deutschland hat auf der Schiene den Schnellverkehr geschaffen. Von Berlin nach Hamburg benötigen die Schnelltriebwagen der Reichsbahn etwa 140 Minuten. Das ist eine fabelhafte Leistung. Wenn aber nun — man soll nicht sagen, daß so etwas für alle Zukunft ausgeschlossen wäre — die Geschwindigkeit Caracciolas bei seinem neuen Weltrekord auf den neuen Autobahnen zur Wirklichkeit werden sollte, dann käme man in knapp einem Drittel dieser Zeit, nämlich in 54 Minuten von Berlin nach Hamburg! Der Wettlauf des Kraftfahrzeuges mit dem Schienenzepp ist daher, wenn wir den Rekord Caracciolas mehr vom verkehrstechnischen Standpunkt betrachten, in beachtliche Nähe gerückt.

Vergleichen wir einmal den von Mercedes-Benz aufgestellten Weltrekord mit dem absoluten Weltrekord Sir Malcolm Campbells: Der deutsche Weltrekordwagen ist ein normales Rennfahrzeug, das viele tausend Kilometer hinter sich hat und dabei manchen großen internationalen Sieg dabei errang. Dieses Fahrzeug hat eine Motorenleistung von etwa 300 PS, wiegt 750 Kg. und ist knapp 5 Meter lang. Ihm gegenüber steht der „Blue Bird3 mit einer Höchstgeschwindigkeit von 438,5 Km./Std. Der Weltrekordwagen Campbells hat eine Länge von etwa 9 Meter, ein Gewicht von 6000 Kg. und eine Motorenleistung von über 2500 PS. Um etwa 100 Km. mehr zu erzielen als mit dem deutschen Weltrekordwagen erzielt wurde, braucht der „Blue Bird" 2200 PS. mehr — und dann kann er nicht einmal auf einer normalen Landstraße gefahren werden! Campbells Wagen ist mit einem 24zylindrigen Flugzeug-Rennmotor von 26 Lt. Hubvolumen ausgerüstet, der wegen der Größe und dem hohen Gewicht des Spezialwagens notwendig war. Es ist daher erstaunlich, wie gering der Nutzeffekt der 2200 PS. ist.

In diesem Zusammenhang interessieren kleine technische Einzelheiten des Mercedes-Benz-Rennwagens. Dieser Wagen besitzt Vollschwingachsen, die ihm eine ausgezeichnete Fahrsicherheit geben und trotz der hohen Geschwindigkeit eine Ueberschreitung der für Gebrauchswagen üblichen Baumaße nicht erforderlich machten. Die außerordentlich hohe Spurhaftung der einzel-gefederten Räder ermöglicht in Verbindung mit einer geteilten Lenkung bei absoluter Fahrsicherheit wahre Flugzeuggeschwindigkeiten, die mit Wagen früherer Bauart zu fahren unmöglich ist. Der 200 PS-Benz-Rennwagen, der 1911 den absoluten Weltrekord mit 228 km-Std. eroberte, konnte bekanntlich später wegen seiner für heutige Begriffe mangelnde Straßenlage nicht mehr ausgefahren werden! Für die Rekordversuche ist der Rennwagen zu einem vollkommen geschlossenen Wagen umgebaut worden. Die Stromlinienform der „Rennlimousine" ist das Ergebnis gemeinsamer Arbeit von Wissenschaftlern und Ingenieuren; sie ist ein Meisterwerk deutschen technischen Könnens. Der Motor des Mercedes-Benz-Rennwagens ist ein 4 Ltr. 8 Zylinder-Motor mit Kompressor, wie er in allen Rennen dieses Jahres in den Marcedes-Benz-Rennwagen verwendet wurde.

Interessant ist die Tatsache, daß der neue deutsche Weltrekordwagen der Daimler-Benz A.-G. aus Erfahrungen im Personenwagenbau entstanden ist — und daß die mit diesem Rennwagen erzielten Resultate wieder dem Tourenwagenbau zugute kommen werden. Hiermit wird gleichzeitig von maßgebender Stelle die viel-umstrittene Frage bejaht, ob nationale und internationale Automobilrennen für die künftige Entwicklung des Automobilbaues eine praktische Bedeutung besitzen.

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Wasserbewegung, 4 Kleidungsstück, 8 weiblicher Vorname, 9 Stechpalme, 10 Lauf, 12 Schachfigur, 14 bekanntes Kloster in Bayern, 16 griechische Landschaft, 19 Zugvogel, 22 Mittelmeerinsel, 24 Truhe, 26 Kriegsgott, 27 Hausgeflügel, 28 Maschinenteil, 29 Waffe, 30 Zahl;

b) von oben nach unten: 1 englischer Dichter, 2 Nebenfluß der Saale, 3 Verwandter, 5 Verschlagenheit, 6 städtische Körperschaft, 7 Verbannung, 11 Ueberbleibsel, 13 Mühlenprodukt, 15 Verpackungsgewicht, 17 Nebenfluß der Donau, 18 italienische Universität, 20 Ostseeinsel, 21 Stadt am Rhein, 22 Esseneinnahme, 23 Vergnügen, 25 Gewürzpflanze. 30088

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels.

Kreuzworträtsel: a) 1 Sonderzug, 7 Pol, 8 Garde, 9 Beg, 10 Bader, 12 Nelke, 15 Erie, 16 Ader, 18 Arena, 20 Kader, 23 Ras, 25 Milan, 26 Mut, 27 Mandarine; — b) 1 Spanne, 2 Oos, 3 Egede, 4 Rage, 5 Udo, 6 Genf, 9 Bake, 10 Blick, 11 Ruder, 12 Erg, 14 Sen, 16 Ares, 17 Rakete, 18 Adana, 19 Kamm, 21 Arad, 22 Pia, 24 Run.

DIE STIMME

VON ERNST DEUBEL

Der Rechnungsrat war ein knapper Sechziger gedrungener Gestalt, beneidenswert gesund und mit Leidenschaft der Jagd ergeben. Sein Testament war gemacht: Seine Schwester, die ihm den Haushalt führte, hatte er als Erbin des Grundstücks eingesetzt, dreißigtausend Barvermögen waren zwei auswärts verheirateten Töchtern verschrieben. Mit dieser Regelung waren alle Teile so unzufrieden, daß unbedingt etwas dazwischenkommen mußte.

Es begann damit, daß des Rechnungsrat Jagdhund und Freund Heureka sich an der Pfote erheblich verletzte und in das am Waldrand stehende Häuschen der Witwe Schwertfeger hinübergetragen wurde. Der Anblick dieser Witwe erinnerte an das Bibelwort: Eine lange Dürre trat ein! Sie war vierzig Jahre alt, unsauber, heiratswütig und mit einer erstklassigen Witterung für die Steckenpferde der Männer begabt. Wie sie einst weniger ihren Verlobten als dessen Briefmarkensammlung betrachtet hatte, so blickte sie nun mit feuchten Augen auf den Jagdhund Heureka. Wunderdinge erzählte sein Herr, die Schwertfeger konnte nur staunen und den Herrn Rat bitten ihr bald noch mehr von diesem Hund und der Jagd zu erzählen, für die sie, so unweiblich es sei, von Kind auf schreckliches Interesse habe.

Fortan kam er jeden Abend und erzählte der zielbewußt Lauschenden aus Heurekas Heldenleben. Gewaltig beschrieb er die Jagd im Wald, im Feld, im Sumpf, demonstrierte an einem Porzellanschweinchen die verschiedenen Schußarten, denn während sonst alle Welt die Flucht ergriffen hatte, sah er sich hier begeistert angestarrt Und auf dem Heimweg murmelte er oft vor sich hin: „Famoses Weib — Prachtweib!" Den Höhepunkt erreichte seine Bewunderung, als er seine Freundin als leibhaftige Diana antraf. Er kam von der Jagd, fand das Haus leer, und als er sie im Garten — nein, es war keine Täuschung, dort stand seine Rosa im Garten und schoß mit einem alten Luftdruckgewehr auf eine selbstverfertigte Scheibe!

„Rosa!" jubelte der Jäger gerührt. Er zog die Ueberraschte zu sich und gab ihr zwei schallende Küsse auf die Wangen.

„Willem", hauchte ihn die Schwertfegersche an, die beharrlich an seiner Brust kleben blieb und ihrer Länge wegen in Kniebeuge stand, „bald kann ich mit dir auf die Jagd, Willem." Er sagte bewegt: „Als Kamerad und als mein Weib!" Als der Jagdhund Heureka das sah, ließ er entgeistert die Schlappohren hängen.

Ebenso entgeistert blickte des Rechnungsrats Schwester drein. Ob er denn nicht wisse, daß bei dieser Person zuhause der Dreck Schildwache stehe, daß sie im ganzen Städtchen als händelsüchtig und verschlagen bekannt sei, auf der Jagd nach einem pensionierten Beamten, daß ihr Mann selbst kochen mußte . . ." „Alles Lüge und Verleumdung!" brauste der Rechnungsrat auf, „dir ist nur Angst um das Haus, das ich dir vermacht habe, und um die dreißigtausend für die Kinder. Erst recht wird jetzt geheiratet, hörst du, erst recht!"

Dabei blieb's. Seine Kinder, seine Freunde erschienen, aber er hörte nicht, er ging mit sturer Blindheit den Weg verliebter alter Männer. Das Testament wurde umgestoßen, Heureka fiel wegen Anknurrens der Braut in Ungnade, für die Schwester wurde ein möbliertes Zimmer gesucht und gleichzeitig das Schwertfegersche Haus zum Kauf angeboten.

Dieserhalb mußte der Rechnungsrat seine Braut aufsuchen. Er fand das Haus leer, aber unverschlossen. Geduldig saß er in der Gartenstille, ganz in angenehme Zukunftsbilder versunken, als plötzlich eine scharfe Stimme deutlich sagte: „Dreißigtausend hat der olle Döskopp, schöne Stange Geld!" — Der Rechnungsrat saß wie gelähmt. Nur seine Augen jagten rundum, entdeckten aber niemanden. Rosa's Stimme? Ja, und doch wieder nicht ganz. Er zuckte wie unter einer Peitsche, denn nahe über seinem Kopf schrie es aus dem Fenster: „Haus — Vermögen — Pension — das ist was für Rosa!" Diesmal sprang der Rechnungsrat auf. Er öffnete alle Zimmer, alle Schränke. Totenstille, alle Türen sind offen, niemand ist da. Plötzlich gellte es höhnend von unten: „Oller Döskopp — oller Jäger — oller Jäger!" Der alte Mann erzitterte unter diesem Schimpf. In unnatürlich grader Haltung ging er die Treppe hinab und betrat wieder jenes Zimmer. Sofort begrüßte ihn ein scharfer Pfiff. Da ging er langsam zu dem kleine Tisch am Fenster, wo der Käfig mit dem Papagei stand, und Lorchen rückte eilig herbei. „Bist du's, Lorchen?" murmelte er, während ihm die Tränen in die Augen stiegen.

„Dreißigtausend", krächzte Lorchen vertraulich und schloß die Lider, weil es so wonnig gekrault wurde, „das ist was für Rosaa!"

Der Rechnungsrat schrieb diese Worte auf ein Blatt Papier und befestigte es am Käfig. Dann ging er nach Hause. Er setzte sich auf die Bank bei der Hundehütte und rief schüchtern einen Namen; sein Freund kam heraus, stellte die Vorderpfoten auf seine Knie und blickte ihn an. „Heureka —", wollte der Rechnungsrat beginnen, aber die Fassung verließ ihn, denn er sah in zwei unendlich treue Augen.

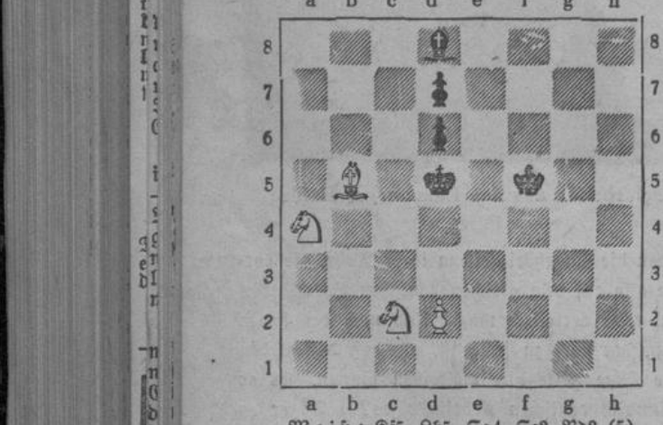
SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 42 von H. E. Kirschner

(Deutsche Schachzeitung 33).

Schwarz: Kd5, Ld8, Bb6, d7 (4).



Weiß: Kf5, Lb5, Sa4, Sc2, Bd2 (5).
Matt in 3 Zügen.

Lösung der Oktober-Aufgaben.

Aufgabe Nr. 40 von Prof. Jul. Neukomm. Matt in 2 Zügen. Weiß: Kd5, Dh8, Ta4, Tf5, Lb5, Sd1, Bc3, f2, f6 (9). Schwarz: Kg4, Lf4, Ba5, b6, d2, f7, g5, g6 (8).

1. Kd5—d4! Zugzwang. 1. . . . ., Kg4×f5; 2. Lb5—d7#; 1. . . . ., Kg4—f3; Dh8—h3#; 1. . . . ., Lf4—e3+; 2. Sd1×e3#; 1. . . . ., Lf4—e5+; 2. Kd4×e5#.

Endspielstudie von J. Kajeff. Weiß am Zuge macht remis. Weiß: Ka6, La3, Sh5, Bb6 (4). Schwarz: Kb8, Th1, Sd3 (3).

1. Sh5—g7! Th1—a1; 2. Ka6—b6, Ta1×a3; 3. b6—d7, Ta3—b3+; Kb6—a5! (Ungenügend wäre 4. Kb6—c6 wegen 4. . . . ., Sd3—e5+; 5. Kc6—b6, Se5×d7; 6. Kd6×d7, Tb3—b7+ nebst Tb7×g7), Kb8—c7; 5. Sg7—e6+, Kc7×d7; 6. Se6—c5+, Sd3×c5 und Weiß ist patt. Auf 6. . . . ., Kd7—c6 ergibt sich nach 7. Sc5×d3 eine theoretische Remisstellung.

Aufgabe Nr. 41 von Fr. Palatz. Matt in 3 Zügen. Weiß: Kg7, De2, Th8, Be4, h4, h7 (6). Schwarz: Kh3 (1).

1. Th8—a8! Kh3—g3; 2. h7—h8D, Kg3—f4; 3. Dh8—b8#; 2. . . . ., Kg3—h3; 3. Ta8—a3#.

Endspiel von Adolf Herberg. Weiß am Zuge gewinnt. Weiß: Kb8, Lh7, Bc2, c6 (4). Schwarz: Ke8, Tc4, Bb4 (3).

1. Lh7—d3, Tc4—c3 (falls Tc5, so c7, Kd7, Lf5+ usw.); 2. c6—c7, b4—b3; 3. Ld3—b5+, Ke8—e7; 4. c2×b3 und gewinnt; 1. . . . ., b4—b3; 2. Ld3×c4, b3×c2; c6—c7, c2—c1D; 4. c7—c8D+, Ke8—e7; 5. Dc8—e6+, Ke7—d8; 6. De6—f6+, Kd8—d7 (e8); 7. Lc4—b5+, Dc1—c6; 8. Lb5×c6#.

Partie-Schach.

Partie Nr. 83. Damenbauernspiel.

(Niendorf 1934.)

Weiß: Richter, Berlin.	Schwarz: Stoltz, Stockholm.
1. d2—d4	d7—d5
2. Sb1—c3	. . .

Richter wendet diese Variante mit Vorliebe an; der Kampf geht hierbei vorerst um den Punkt e4.

2. . . .	Sg8—f6
3. Lc1—g5	c7—c5

Folgerichtiger ist 3. . . ., Lf5, um die Kontrolle über das Feld e4 zu behalten; bei den kommenden Verwicklungen behält Weiß einen geringen Vorteil.

4. e2—e4	Sf6×e4
5. Sc3×e4	d5×e4
6. d4—d5	Dd8—b6

Geschieht weniger in der Absicht, den Bauern b2 zu erobern, als vielmehr, um eine ordnungsmäßige Entwicklung des schwarzen Königsflügels zu gewährleisten.

7. Lg5—d2!	e7—e5
8. Sg1—e2	Lc8—g4

Soll Sc3 verhindern.

9. h2—h3	Lg4×e2
10. Lf1×e2	Lf8—b6
11. c2—c4	0—0
12. Dd1—c2	Sb8—d7

Natürlich nicht f5 wegen g4!, und Weiß würde wegen der Oeffnung neuer Angriffslinien bald zum Sturm blasen können.

13. g2—g4	Db6—d8
14. 0—0—0	Dd8—h4
15. Ld2—e1	f7—f5
16. g4×f5	Sd7—f6
17. Th1—g1	Dh4×h3
18. Le1—d2	Dh3×f5
19. Ld2—e3	Tf8—f7
20. Tg1—g5	Df5—d7
21. Td1—h1	g7—g6
22. Le2—f1	Sf6—g4
23. Dc2×e4	. . .

Weit stärker als auf Rückgewinn der Bauern zu spielen, war die Fortsetzung des Angriffs mit 23. Lh3. Die danach folgende Abwicklung 23. . . ., S×e3, f×e3, De7, 25. Dg2 nebst Le6 sieht für schwarz nicht sehr angenehm aus.

23. . . .	Sg4×e3
24. f2×e3	Db7—e7
25. De4—h4	Kg8—h8
26. Lf1—d3	e5—e4!
27. Ld3×e4	Ld6—f4!

Diesen hübschen Zug, der weiteren Abtausch erzwingt und in ein für Schwarz sogar etwas günstigeres Endspiel überleitet, hatte Richter wahrscheinlich nicht erwartet

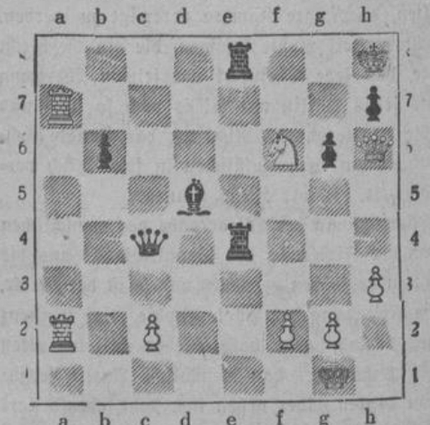
28. e3×f4	De7×e4
29. f4—f5	De4×h4
30. Th1×h4	g6×f5
31. Th4—f4	Ta8—f8
32 Kc1—d2	h7—h6
33. Tg5—g6	Tf7—f6
34. Tg6×f6	Tf8×f6
35. Kf2—e3	Kh8—g7
36. Tf4—f2	Tf6—f8
37. Tf2—g2+	. . .

Der Bauer f5 ist wegen 37. Kf4, Te8! nebst Kf6 nicht zu gewinnen.

37. . . .	Kg7—f6
38. Tg2—h2	Tf8—e8+
39. Ke3—f3	Kf6—g7
40. Th2—g2+	Kg7—f7
41. Tg2—h2	Te7—e4
42. Th2×h6	Te4×c4
43. Th6—h7+	Kf7—f6
44. Th7×b7	Tc4—a4
45. d5—d6	Ta4×a2
46. d6—d7	Kf6—e7
47. Kf3—f4	Remis.

Partieaufgabe 1.

(„Denken und Raten" 34.)



In vorstehender Stellung glaubte Weiß wegen der tatsächlich undeckbaren Mattdrohung auf h7 gewinnen zu müssen. Sein Gegner überraschte ihn aber mit der Ankündigung eines 6-zügigen Matts. Wie ist der Gewinnweg?

Lösung der Partieaufgabe in der nächsten Schachspalte.

Dr. med. Horn und der blinde Passagier

Roman v. Wolf Lennart

7)

Mehnert lachte gutmütig und drehte behutsam an den Knöpfen des Empfänger. Plötzlich wurde er ernst, horchte einen Augenblick lang und sagte dann hastig zu Lampel, der daraufhin einen zweiten Hörer ergriff: „Wart mal, Wettermeldung? Jetzt mittendrin?“

Beider Gesichter waren abgespannt. Mehnert stenographierte auf dem vor ihm liegenden Block:

„Pernambuco — — was, 35 Sekundenmeter? Donnerwetter, die Richtung ist ja gemütlich — — Mußt der Funker hielt einen Augenblick lang inne, drehte sich um und sagte mit böser Stimme: „Meldung an den Kapitän: Orkan von West-Südwest direkt auf unsere Route.“ Und er rief, ehe er weiterlief: „Besser, wenn die Frauen jetzt von Deck verschwinden.“

Nikolaus Fabricius zog Agnes, die ihn mit großen, ein wenig ängstlichen Augen ansah, an sich und lachte: „Der Kerl ist vollkommen verrückt Aber ich glaube, es ist wirklich besser, wenn ich jetzt mal auf die Brücke gehe.

Inzwischen durchsuchte Lampel die Gesellschaftsräume und benahm sich dabei so ungeschickt, daß es ihm wirklich gelang, eine gewisse Unruhe zu verbreiten. Wenn ihn nicht Lehnbusch, der ihm in den Weg trat, festgehalten hätte, wäre es leicht möglich gewesen, daß eine allgemeine Aufregung entstand. Auf Lampels stotternde Frage nach dem Kapitän zog ihn Lehnbusch beiseite und fuhr ihn unterdrückt an:

„Was ist denn los Wollen Sie nicht gleich die Rettungsgürtel verteilen? Was gibt es denn in drei Teufels Namen?“

„Orkan — fünfunddreißig Meter —“

„Das sagen Sie gefälligst dem Käptn. Rennt hier rum wie 'ne Rakete im Wassereimer!“

„Ja, wo ist denn Kapitän Hollmann?“

„Ich bin nicht seine Amme, Mensch! Waren Sie schon auf der Brücke?“

„Nein.“

„Na, dann tosen Sie da man zuerst hin! Hätten Sie sich auch denken können.“

Als Lampel dem Kapitän seine Meldung erstatten wollte, war Hollmann bereits telephonisch von Mehnert unterrichtet. Er winkte dem zweiten Funker ab und wandte sich an Fabricius und den Navigationsoffizier Bormann, einen dickschädligen Westfalen:

„Verteufelt unangenehm! Aber da kann man nichts machen, 'raus kommen wir nicht mehr. Lassen Sie die Atlanta soweit wie möglich nach Süden abscheren, damit wir wenigstens das Zentrum umgehen. Sie, Fabricius, werden sofort unauffällig dafür sorgen, daß alles an Deck festgemacht wird. Luken geschlossen, alle Dichtungen geprüft. In einer Stunde ungefähr wird der Tanz losgehen. Lehnbusch muß sofort benachrichtigt werden und dafür sorgen, daß ohne Hast alles geräumt wird und die Fahrgäste möglichst in ihre Kabinen gehen. Wie er das macht, ist seine Sache. Die Mannschaft wird sofort alarmiert, Hildebrand und Müller drei sind ja im Sanitätsdienst ausgebildet, werden gleich auf alle Fälle zum Arzt abkommandiert, man kann nie wissen. Und Sie, Bormann — ich bleibe natürlich bei Ihnen —. wir werden die Atlanta, soweit es geht, vor dem Wind halten und die Maschinen mit halber Kraft laufen lassen. Ich möchte bei dem Tanz nachher nicht die Schrauben zum Teufel gehen lassen, wenn der Kahn zu sehr ins Stampfen kommt.“

Fabricius eilte hinaus, er traf Lehnbusch bereits auf halbem Wege und teilte ihm kurz die Anordnung des Kapitäns mit. Dann lief er, ohne sich aufzuhalten, zu den Mannschaftsräumen, um alles Notwendige vorzubereiten.

Lehnbusch stand einen Augenblick lang überlegen da, kratzte sich hinter den Ohren und redete, wie es seine Gewohnheit in schwierigen Lagen war, laut vor sich hin: „Wer hat wieder am meisten zu tun? Lehnbusch. Wer muß wieder sein Köpfchen anstrengen? Lehnbusch. Wer soll dafür Sorge tragen, daß die ganze Hammelherde, die da unten herumtanzt, rechtzeitig in die Klappe kommt, ehe sie alle zu spuken anfangen? Natürlich Lehnbusch. Und wie kriege ich sie 'raus, wie kriege ich sie ins Bett?“

Er zerwühlte sein Haar, hatte plötzlich eine geniale Idee und machte sich spornstreichs daran, sie auszuführen.

Fünf Minuten später, während die Matrosen schon so unauffällig wie möglich begannen, alles Bewegliche von Deck zu entfernen oder genügend zu sichern, fingen plötzlich sämtliche elektrische Lampen in den Gesellschaftsräumen an, matter zu glühen. Lehnbusch schob die Widerstandshebel der Schaltung langsam soweit herab, bis nur noch ein dämmerndes Licht die großen Räume erfüllte.

Obwohl die Kapelle weiterspielte, rührte sich doch keiner der Anwesenden; alle warteten, bis das Licht wieder voller strahlen würde. Es fiel niemandem ein, an etwas anderes als eine vorübergehende Störung zu denken.

Da trat Lehnbusch in den Tanzsaal, ging mit verlegenem Gesicht aufs Podium, ließ die Musik schweigen und teilte den Versammelten mit, daß leider ein Defekt der Lichtmaschine vorliege, der sich nicht so schnell reparieren lassen würde. Es täte ihm entsetzlich leid, aber im Augenblick sei wohl nichts Vernünftigeres zu tun, als sich in die Kabinen zu begeben, die von der Lichtstörung nicht betroffen seien.

Es gab einigen Widerspruch, aber nach wenigen Minuten begannen die Räume sich zu leeren. Eine Viertelstunde, nachdem Lehnbusch den Auftrag erhalten hatte, konnte er feststellen, daß mit zwei Ausnahmen alle Fahrgäste verschwunden waren. Diese beiden Ausnahmen aber waren Boetwyk und Coward.

Und während Kellner und Matrosen eiligst begannen, die beweglichen Tische und Stühle sicher zu verstauen und das Geschirr abzuräumen. trat Boetwyk böse auf Lehnbusch zu:

„Was fällt Ihnen eigentlich ein, das Fest auf diese Weise zu unterbrechen? Haben Sie keine Kerzen? Fehlt es Ihnen so sehr an Phantasie oder —“

Ein helfender Matrose rannte ihn etwas unsanft mit einem Tisch an. Erst jetzt bemerkte Boetwyk, wie ungeheuer schnell sich die Szenerie verändert hatte. Sein Zorn verrauchte, er fragte sachlich: „Gefahr?“

Lehnbusch verneinte. „Das nicht. Aber wir haben in dreiviertel Stunden ein Stürmchen hier. Es ist besser, wenn die Herrschaften in den Betten liegen.“

„So, so—“ Boetwyk wandte sich an Coward und rief ihm zu: „Machen Sie, daß Sie ins Bett kommen, lieber Coward! Es wird windig, und ich weiß nicht, ob Sie seefest genug sind.“

Coward zuckte die Achseln: „Keine Bange, es ist nicht der erste Sturm — vielleicht der letzte. Leben Sie wohl, Boetwyk.“

Der Saal war jetzt ganz menschenleer, er sah merkwürdig tot und gespenstisch aus. In der unsicheren Beleuchtung standen die beiden Männer allein mitten auf dem weiten Parkett. Lehnbusch hatte sich entfernt, und in dem gleichen Augenblick, wo Coward sich wandte, um zu gehen, flammten die Lampen überhell auf. Er ging blinzelnd durch das Licht in die Dunkelheit des Decks. Boetwyk folgte ihm langsam und stand draußen einen Augenblick lang still.

Das Meer erschien wie ein bodenloser Abgrund, die Nacht war von unbeschreiblicher Schwärze. Man sah keine Sterne mehr, der Mond war verschwunden. Die Luft schien völlig unbewegt zu sein: aber Boetwyk hatte das Gefühl, als läge irgendwo im Hintergrund ein gigantisches Ungeheuer, das unhörbar einen glühend heißen Atem vor sich hinhauchte. Er war in einer Minute vom Kopf bis zu den Füßen naß vor Schweiß und verspürte einen merkwürdigen, beklemmenden Druck in der Herzgegend. Er griff mit der Hand zum Herzen.

Da stand Fabricius neben ihm, Schweißperlen gleich ihm auf dem Gesicht, und sagte ruhig: „Das kommt von der Luftdruckveränderung, das mit dem Angstgefühl und dem Herzen. Das Barometer fällt wie rasend.“

Er sah auf die Armbanduhr und bemerkte, mehr zu sich als zu Boetwyk: „In einer halben Stunde — na, wird hoffentlich auch vorübergehen.“

*

Nach Lehnbuschs Erklärung war Konstanze von ihrer Zofe in die Kabine geleitet worden; aber sie hatte keine Ruhe und legte sich noch nicht nieder. Sie versuchte mit der gleichen Beharrlichkeit, die es ermöglicht hatte, daß sie sich künstlerisch durchgesetzt hatte, ihre jetzigen Gefühle festzustellen. Wenn Erhards Eröffnung sie nicht gleich operieren zu wollen, sie auch wie ein unvorbereiteter entsetzlicher Schlag getroffen hatte so gewann doch nun, zu ihrer eigenen Ueberraschung, das Empfinden einer seltsamen Genugtuung die Oberhand. Ohne es zu wissen, ahnte sie etwas von den Kämpfen, die Erhard mit sich selbst zu bestehen hatte. Alles dies konnte nichts anderes sein als der Beweis daß ihre Trennung vor drei Jahren voreilig gewesen war.

Gleich den anderen Fahrgästen, die sich zwar äußerlich nach Lehnbuschs Erklärung völlig ruhig gezeigt hatten, zutiefst aber doch von irgendeiner Besorgnis erfüllt waren, konnte auch Konstanze sich der Stimmung nicht entziehen, die allmählich das ganze Schiff erfüllte. Zudem schickte der Quartiermeister jetzt die Stewards durch alle Kabinen, um die Fahrgäste darauf aufmerksam zu machen, daß man in Kürze mit einem Auffrischen des Windes und etwas Seegang zu rechnen habe Es sei am besten, sich bald niederzulegen, da man erfahrungsgemäß in dieser Lage am wenigsten Neigung habe, von etwaigen Bewegungen des Schiffes gestört zu werden.

Alice versuchte vergeblich, Frau Horn zum Niederlegen zu bewegen. Konstanze schickte das Mädchen ins Bett und saß nun allein. — Worauf wartete sie?

Als Erhard Horn in seine Kabine kam und von dort aus sogleich in die Krankenräume ging, um nach seinen beiden Patienten zu sehen, fand er Schwester Agnes dort vor. Sie hatte sich keine Zeit genommen, ihr Abendkleid gegen ein anderes zu vertauschen sondern nur einen weißen Leinenmantel umgenommen Wilhelm Kickert, der Steuer, grinste nur höchst wohlgefällig, während sie die für grobes Wetter vorhandenen Bindungen an seinem Bett befestigte, so daß er auch bei stärkstem Seegang nicht herausfallen konnte. Bei Frau Mattern war die Sicherung des Kindes wegen wesentlich schwieriger, und sie war froh, als Dr. Horn kam und ihr half. Während die Frau wie Kickert mit Riemen gesichert wurde, hängte Erhard Horn den Wäschekorb, in dem der Säugling lag, an einigen starken Schnüren an der Decke auf. Vorher hatte er über die weite Oeffnung den Netzvorhang gebunden, der in den Häfen als Moskitoschutz vor die Türe gehängt wurde. So lag die kleine Atlanta vollkommen sicher, sie konnte nicht herausfallen, das Schaukeln würde sie wohl am wenigsten stören.

Als Horn danach auf die Uhr sah, fehlten nur noch wenige Minuten bis zu dem Zeitpunkt, wo der Sturm das Schiff voraussichtlich erreichte. Im Sprechzimmer saßen bereits die beiden abkommandierten Sanitätsmatrosen Sie hatten es sich so bequem wie möglich gemacht und warteten ruhig auf das, was kommen sollte. Agnes war in ihrer Kabine verschwunden, es war nicht das erste Unwetter, das sie mitmachte, und sie bereitete sich auf allerhand Zufälle und Unbequemlichkeiten vor.

Der Arzt ging mit dem Gefühl, daß er auf irgend etwas warten müsse, hin und her und sah alle Augenblicke sinnlos auf die Uhr.

Dann kam der Sturm! Es fing sehr sonderbar an, man konnte den Eindruck haben, als ob der Orkan, gleich einem schweren Geschoß, vor seiner eigenen Masse eine Kopfwelle zusammengepreßter Luft vor sich her drücke. Denn von einer Sekunde zur anderen veränderte sich der Zustand der Atmosphäre; es schien, als heulten aus mehreren Richtungen zugleich Tiere mit flatternden Schwingen heran; das Wasser schäumte auf und ein sehr scharfer Windstoß pfiff über das Schiff hin.

Dann war es endlose Augenblicke lang vollkommen still, es war, als hielten See und Himmel den Atem an als duckte sich das große Schiff angstvoll zusammen.

Und in der nächsten Sekunde war der Orkan wie eine Granate da.

Der Sturm traf das Meer und die Atlanta mit der Gewalt einer niederschmetternden Wand. Es war keine Luft mehr, kein bewegliches flüchtiges Element — es war eine kompakte Masse, die hart wie ein Stein zu sein schien und wie ein Berg auf das Schiff stürzte.

Von einem Augenblick zum anderen war die See eine weiße, kochende Masse, der Gischt spritzte und sprühte in Fontänen empor, und die Atlanta wurde um mehr als 30 Grad auf die Seite gedrückt. Sie richtete sich gerade langsam auf, als die zweite Bö kam, die eine noch größere Wucht als der erste Sturz hatte.

Mehnert und Lampel saßen in der Funkbude, beide hatten die Kopfhörer um und klammerten sich an die Lehnen der angeschraubten Stühle, um nicht heruntergescheudert zu werden. Plötzlich gab es einen scharfen peitschenden Knall, während der Bug des Schiffes zur gleichen Zeit von dem Orkan so tief ins Wasser gedrückt wurde, daß rasend quirlende Ströme die Promenadendecks entlang schossen und durch die Speigatten wie Wasserfälle in das weiße Meer sprühten.

Irgend etwas krachte ganz dicht bei der Funkbude herunter und begann, mit harten, bösen Schlägen auf den Boden und gegen die Wand zu dröhnen. Lampel starrte den ersten Funker an. Mehnert war sehr bleich geworden, riß sich jetzt den Hörer vom Kopf und schrie den anderen an, während er schon taumelnd zum Werkzeugkasten sprang:

„Vordermast ist hin! — Antenne gerissen! Los Mensch, nimm doch den dämlichen Hörer ab, wir müssen sofort die Notantenne spannen!“

Er mußte brüllen, aber Lampel erriet dennoch die Worte mehr, als er sie verstand. Der Sturm hat jetzt das Schiff richtig erfaßt und jagte es durch die tosenden Wasser ohne daß die Maschinen oder das Ruder viel ausrichten konnten.

Auf der Brücke stand Bormann am Ruder, breitbeinig, im Oelzeug eine kurze, qualmende Pfeife im Mund. Neben ihm der Kapitän, mit zusammengepreßten Lippen, und Fabricius, der es fertig brachte, in dem ungenügenden Schutz des Kartenhausaufbaues eine Zigarette zu rauchen. Beim Niederbruch des Mastes war Hollmann zusammengezuckt, während Bormann gleichmütig sagte:

„Das ist ein Widerstand weniger — wenn uns das Ding bloß nichts auf Deck zerhaut. Holzmasten sind leichter zu kappen als diese verdammten Metallrohre.“

Ehe Hollmann etwas sagen konnte, warf Fabricius die Zigarette in die Luft — sie wurde von dem Sturm mit rasender Geschwindigkeit waagrecht fortgerissen — und rief dem Kapitän ins Ohr:

„Ich lasse ihn anseilen!“

Er glitt die Treppe mehr hinab, als daß er sie ging, griff sich an dem Geländer weiter; zwei-, dreimal mußte er sich festkrampfen, während der Wasserschwall einer überkommenen Welle ihn wegzureißen drohte. Mit größter Anstrengung öffnete er eine der Niedergangsluken zum Logis und landete mit einem Sturzbach von Seewasser unten bei den Leuten. Dann stemmten sie sich zu sechst durch das Toben wieder hinauf, die wasserdichten Handlaternen waren zu nicht viel mehr geeignet als dazu, das brüllende Dunkel noch schwärzer erscheinen zu lassen. Und so kamen sie zu dem Ende des Mastes, das hin und her schlug und die eine Wand der Funkbude schon bedenklich zerbeult hatte. Sie stürzten sich darauf und begannen, vom Schlingern des Schiffes unabläßig hin und her geworfen, das mehrere Zentner schwere Metallrohr mit einer dünnen Drahttrosse und ein paar Handleinen so fest wie möglich anzuseilen.

Da arbeiteten auch die beiden Funker; Mehnert hatte Lampel dicht an der Funkbude festgebunden und hing selbst. hin und hergeschüttelt, am Stumpf des Mastes, an dem er die Notantenne befestigte.

Das Schiff warf sich wie ein kämpfendes Tier hin und her, versuchte immer wieder sich aufzurichten, hob sich, als sei es ein Wesen, das zum Sprung ansetzen wollte, und fiel dann jedesmal wieder mit einem qualvollen knirschenden Aechzten in eines der aufgewühlten Wellentäler. Während Fabricius gleich den anderen arbeitete, dachte er an die Fahrgäste, an Agnes. Er konnte sich gut vorstellen, wie es jetzt in der Atlanta aussah. Dieses Stampfen, dieses langsame Heben und schreckliche schnelle Hinabstürzen hielt auf die Dauer kein Mensch aus, der nicht vollkommen seefest war. Dazu die verbrauchte Luft, die auch von den Ventilatoren nur ungenügend erneuert werden konnte.

Ein rasender Stoß ließ das schwere Mastende in seinen Fesseln zur Seite zucken; ein Drahtseil riß und das Ende schlug einem der Matrosen mit aller Gewalt in die Seite. Der Mann schrie auf, verlor sofort den Halt und rollte auf dem schiefen Boden dem Bordrand zu. Fabricius war mit einem Sprung bei ihm, packte ihn und zerrte den Bewußtlosen wieder zurück. Er konnte nichts vor einer Wunde erkennen; aber da alles naß und dunkel war, mochte er sich irren. Auf jeden Fall mußte der Mann sofort zum Arzt; und da hier oben einstweilen nichts mehr zu tun war, nahmen er und der kräftigste Mann seiner Begleitung den stöhnenden Ohnmächtigen und trugen ihn hinab.

Erhard Horn saß in seiner Kabine, klammerte sich an seinen Sessel und starrte vor sich hin. Er hatte den lästerlichen Gedanken, daß es jetzt für ihn sehr gut sein würde, irgendeine Arbeit zu haben; man mußte etwas tun, um nicht von diesem Schüttern und Schaukeln betäubt zu werden.

Es klopfte hart an die Tür, er sprang auf, um zu öffnen, wurde aber von einer entgegengesetzten Bewegung der Atlanta wie ein hilfloses Bündel an die gegenüberliegende Wand geworfen. Da öffnete sich die Tür schon und Fabricius kam mit dem anderen Mann herein, sie trugen den verletzten Matrosen. Inzwischen hatte Horn sich aufgerafft, schloß die Tür hinter ihnen und führte die beiden sogleich in den kleinen Operationsraum.

Er rief nach Agnes, die blaß eintrat. Ihre und Fabricius Blicke trafen sich; aber dann beeilten sich beide, den Mann zu entkleiden, damit Horn feststellen konnte, was ihm fehlte. Das Drahtseil hatte quer über die Rippen getroffen, und es schien, daß die vierte und fünfte Rippe gebrochen waren. Es war im Augenblick nichts anderes zu tun, als den Mann möglichst erschütterungsfrei ins Bett zu legen. Einen Gipsverband konnte man bei diesem Wetter nicht anlegen.

Fabricius und sein Begleiter wollten wieder gehen, als Agnes entdeckte, daß aus dem linken Aermel des Offiziers Blut tropfte. Ohne viel zu fragen, streifte sie behutsam den Aermel hoch, da war eine tiefe, aber ungefährliche Fleischwunde, die er bisher gar nicht bemerkt hatte. Während Agnes ihn verband, hatte er Gelegenheit, mit der Rechten ihre Hände zu berühren und trotz der niederträchtigen Schmerzen, die ihm das Sterilisieren seiner Verletzung bereitete, so glückselig zu lächeln, als ob er in einem bequemen Sessel säße und nicht Mühe habe, sich hier auf den Beinen zu halten.

Die Vorstellung, die sich Fabricius von den Zuständen im Schiffsinneren machte, blieb hinter der Wirklichkeit erheblich zurück. Die Stewards, die unabläßig, selbst mit Mühe ihren Dienst versehend, immer wieder in die Kabinen eilten, um den Fahrgästen kleine unerläßliche Handreichungen zu tun, kamen nicht einen Augenblick lang zur Ruhe. Boetwyk rollte in seinem Bett hin und her und hatte es längst aufgegeben, sich irgendwo festhalten zu wollen. Die Herzogin von Felanit, völlig benommen von den Bewegungen des Schiffes, verlangte nach nichts, als danach, aussteigen zu können.

Coward war fast der einzige, der in all dem Toben völlig ruhig blieb. Hätte er sich nicht körperlich einfach zu schwach gefühlt, so wäre er gern an Deck gegangen, um das Unwetter aus nächster Nähe zu erleben. So hatte er sich nur halb entkleidet, sich in sehr geschickter Weise in seinem Bett verschanzt und horchte mit angespanntester Aufmerksamkeit auf alle Töne, die von draußen oder drinnen zu ihm drangen.

Der Sturm raste. nach den ersten unregelmäßigen Böen, nun mit unveränderter Heftigkeit; aber er war dabei gleichmäßiger geworden. Es war immerhin möglich, das Schiff auf dem neuen Südkurs zu halten, und Hollmann hoffte, daß er in einigen Stunden das Aergste überstanden haben würde.

Horn hatte alle Hände voll zu tun; ein Heizer hatte sich verbrüht, ein Steward war in ein Geschirrtablett gefallen; der Arzt, Agnes und die beiden Sanitäter kamen nicht zum Nachdenken.

Mehnert hatte inzwischen seine Apparatur wieder in Gang, wenn auch der Empfang, wohl durch die elektrischen Störungen, außerordentlich schlecht war.

Konstanzes Zofe lag hilflos und wimmernd in ihrer Kabine, während Konstanze selbst das unabweisbare Bedürfnis hatte, den Raum zu verlassen und sich umzusehen. Sie zog sich behutsam, um nicht gegen eine Kante geworfen zu werden, ihre hohen Gummischuhe an, nahm den Regenmantel um und verließ ihre Kabine. Der Gang war nicht erleuchtet, die Lampen brannten trüber als sonst; aber jetzt war es kein Trick Lehnbuschs, um Festsäle zu räumen. So kam Konstanze zu der Tür, die auf das Promenadendeck führte. Sie hatte das Gefühl, daß der Sturm gegen die rechte Seite des Schiffes drückte, und wollte also nach links hin auf das Deck hinauf. Aber sie hatte sich geirrt, und als sie mit einiger Mühe den Riegel heruntergedrückt hatte, flog die Tür von selbst auf und warf sie zur Seite. Zugleich brach heulender Wind ein, der mit Gischtfetzen und Wassertropfen durchsetzt war.

Aber sie gab nicht nach und kämpfte sich hinaus, ohne freilich daran denken zu können, die offene Tür zu schließen.

An Deck sah es böse aus. Konstanze war auf dem B-Deck, dessen Umgang der ganzen Schiffslänge nach verglast war. Aber von den Fensterscheiben war nicht mehr viel übrig, der Boden war so weit hereingespritztes Wasser ihn nicht wieder abgewaschen hatte, von Glassplittern bedeckt; und in den Metallrahmen der Fenster befanden sich meist nur noch zackige Splitter.

Dies alles sah allerdings Konstanze weniger, als daß sie es an dem klirrenden Knirschen unter ihren Füßen und dem hereindröhnenden Wind spürte. Hier konnte sie nicht bleiben, sie mußte sehen, auf die andere Schiffsseite zu gelangen. So tastete sie sich vorwärts, bis sie zu einem der Quergänge kam, die es ihr erlaubten, hinüberzugehen. Auf dieser Seite war es ruhiger, wenn auch natürlich die Schiffsbewegungen genau so stark waren wie drüben. Ein paar nicht rechtzeitig weggeräumte Liegestühle flogen hin und her, glitten bei den Bewegungen des Schiffes vor und zurück; und es war ein glücklicher Zufall, daß keiner dieser tanzenden Stühle sie traf. Konstanze glaubte sich zu erinnern, daß sie hier irgendwo in der Nähe von Erhards Kabine sein müsse; aber wie sollte sie den Raum ohne eine Hilfe finden?

Sie ging in verkehrter Richtung und stand plötzlich vor der Treppe, die zur dritten Klasse führte. Einen Augenblick lang zögerte sie und fing dann an, sehr vorsichtig und immer ans Geländer geklammert, die Treppe hinabzugehen. Plötzlich hielt sie inne, eine namenlose Angst überfiel sie. Es war ja heller Wahnsinn, was sie hier machte! Kein Mensch war an Deck, jeder war froh, in diesem Wetter irgendwo geborgen zu sein. Und sie, hilflos, fast blind, hatte sich hinausgewagt und wußte nicht einmal, ob sie überhaupt imstande sein würde, den Rückweg zu finden. Eine plötzliche Schwäche und Unsicherheit ließen sie zittern, sie vermeinte, undeutlich und schemenhaft unten vor ihr, nicht sehr weit entfernt, Menschen kommen zu sehen. Und da trat sie auch schon fehl, stolperte einige Stufen hinab und konnte sich, während sie einen heftigen Schmerz am Fuß verspürte, gerade noch festhalten, um nicht hinabzustürzen.

Erhard Horn, der mit einem Sanitäter in der dritten Klasse gewesen war, wohin man ihn wegen einer Quetschung gerufen hatte, sah mit Erstaunen, daß ein Mensch, offenbar eine Frau, versuchte, vom Promenadendeck herabzusteigen. Im gleichen Augenblick, wo er mit jähem Schrecken erkannte, daß es Konstanze sei, glitt sie aus und er sprang hinzu, um ihr beizustehen.

Sie hörte nur seine Stimme, als er sie umfaßte, warf sie die Arme um seinen Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Siehst du, Erhard, ich wußte es ja, daß du — —“

Dann wurde sie ohnmächtig, und er trug Konstanze, deren Arme sich nicht von seinen Nacken lösten, mit Hilfe des Matrosen in seine Kabine. Er bettete sie auf sein eigenes Lager und wollte sie gerade ins Bewußtsein zurückrufen, als sie von selbst erwachte. Ihre Hände tasteten nach seinem Gesicht. Ach, er kannte diese Bewegungen ihrer schmalen weißen Hände, er kannte diesen liebkosenden Griff, wenn sie die Hände fester um seinen Kopf legte. Minutenlang lag sie so da, fühlte sein Gesicht ab, wie Blinde ein vertrautes Antlitz berühren und erkennen, und sagte kein Wort.

Er fragte leise: „Wie konntest du nur bei diesem Wetter —?“

„Ich weiß es nicht, Erhard, ich hielt es in meiner Kabine einfach nicht aus. — Siehst du, und du warst ja auch zur rechten Zeit da! Er ist irgend etwas mit meinem Fuß, ich glaube, ich bin ausgeglitten.“

Er machte sich hastig daran, ihr die Gummischuhe, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und erschrak, als sie schmerzlich aufstöhnte. Der rechte Fuß war in der Gegend des Knöchels angeschwollen und gerötet. Er stellte eine leichte Zerrung fest, die in wenigen Tagen behoben sein konnte.

Immer von neuem warf sich das Schiff in den Aufruhr der Wasser, schwankend, stampfend, ächzend; aber dabei mehr und mehr Raum gewinnend. Erhard Horn hatte sich wieder über Konstanze gebeugt, plötzlich war es ihm, als packe ihn jemand bei den Schultern und drücke ihn mit einem kurzen, kräftigen Ruck hinab. Es war nur ein schlingernder Stoß der Atlanta; aber im nächsten Augenblick hatten seine Lippen die ihren gefunden, und während das Schiff mit hämmernden Maschinen weiter keuchte, hielten Erhard Horn und seine geschiedene Frau einander umfangen und vergaßen Raum, Wetter und mehr als drei Jahre. Sie hörten es nicht, daß die Tür vom Sprechzimmer her geöffnet wurde, und hätten sicherlich nichts von Agnes bemerkt, wenn nicht ein erneuter Stoß des Schiffes das Mädchen vorwärts und bis dicht an Horns Bett geschleudert hätte. Da stand sie nun mit großen erschrockenen Augen.

Horn hatte sich von Konstanze sanft gelöst, wollte zuerst ärgerlich sein und mußte dann über das fassungslose Gesicht des Mädchens lachen. „Das ist meine Frau, Agnes, ich glaube, Sie haben sie schon gesehen.“

Und zu Konstanze: „Fräulein Thaller ist dir ja bekannt. Sie war bis heute eine ausgezeichnete Krankenschwester und wird bald eine große Sängerin sein.“

Konstanze streckte Agnes eine Hand hin.

Das junge Mädchen ergriff die Hand Konstanzes, dann sagte sie: „Ich wollte nur fragen, Herr Doktor, ob es etwas Neues gibt.“

Erhard Horn dachte einen Augenblick lang nach, sah von Agnes auf Konstanze und von Konstanze auf den Fleck an der Wand, wo zu Beginn der Reise das Bild der Atlanta gehangen hatte; und sagte schließlich: „Ja, es ist möglich, Agnes, daß Sie mir in den nächsten Tagen bei einer schwierigen Operation helfen müssen.“

Konstanze griff mit beiden Händen nach seiner Rechten und umklammerte sie krampfhaft, während die Schwester fragte:

„In den nächsten Tagen, ja gewiß. Aber woher wissen Sie das? Und wer?“

„Meine Frau, Agnes. Ich bin einmal Augenarzt gewesen, mein Kind; und ich hoffe zu Gott, daß ich es in diesen drei Jahren nicht verlernt habe.“

Als Agnes das Zimmer verlassen hatte, sagte Konstanze leise: „Ich bin so unaussprechlich glücklich, Erhard. Ich kann heute nacht nicht allein in meine Kabine zurück.“ Sie lächelte. „Ich kann ja auch gar nicht laufen. Siehst du, was für ein Glück es war, daß ich diesen närrischen Spaziergang machte? Ich bleibe hier, laß mich bei dir bleiben. Es ist lange her, sehr lange, viel zu lange.“

Er neigte sich über sie und küßte sie.

*

Der Sturm flaute erst gegen Morgen ab; doch war dies, wie Bietwink mißmutig feststellte, eine maßlose seemännische Uebertreibung. Er kam gründlich und mit dem Gesichtsausdruck eines Menschen, der mit dem Leben und allen diesseitigen Freuden abgeschlossen hat, an Deck, betrachtete mit Kennermiene und einem bitterbösen Seitenblick auf den Himmel und das immer noch recht unruhige Meer die Verwüstungen der Nacht und wandte sich an den Ersten Offizier, der im Begriff war, in seine Kabine zu gehen.

Nikolaus Fabricius war todmüde, aber, wie es dem Impresario vorkam, in Anbetracht der Lage ziemlich guter Laune. Er gähnte verstohlen mit geschlossenem Mund, bis ihm die Tränen in den Augen standen, und antwortete etwas schläfrig auf Boetwinks Frage, daß alles in Ordnung sei, daß Schiff sich gut gehalten habe und nur wenig Unfälle vorgekommen seien —

Boetwink unterbrach ihn: „Unfälle — also war der Arzt in der Nacht auch beschäftigt?“

„Natürlich, aber —“

„Und Fräulein Thaller mußte ihm helfen, wie?“

„Sie ist doch Krankenschwester —“

In Boetwinks Stimme war galliger Hohn — er hatte den Geschmack noch im Munde: „So — aber, daß solche Nachtarbeit ihrer Stimme schaden könnte, daran wird nicht gedacht, was? Daß man mit diesem Material nicht umgehen kann, wie mit einem Holzklotz, das wird vergessen, wie?“

„Hören Sie, Herr Boetwink —!“

„Nein! Ich will nichts hören! Ich liege da unten in Ihrem schlingernden Sarg, werde hin- und hergeworfen wie in einer Zentrifuge — Herr, ich fahre nicht zum erstenmal auf See, aber so ein Schiff — nun gut — und oben muß dieses arme, herrliche Mädchen schuften, muß ihren Kohlkopf einem Orkan aussetzen! Ja, wissen Sie denn nicht —?“

„Lieber Herr Boetwink, vielleicht unterhalten Sie sich darüber mit dem Doktor, der ist da zuständiger als ich. Außerdem bin ich sehr müde und gehe jetzt schlafen. Agnes fühlte sich übrigens ganz wohl und hat, soviel ich weiß, die Stimme noch nicht verloren!“ Er grüßte höflich und ging, ohne eine Antwort des Impresarios zu erwarten.

Boetwink aber stand breitbeinig da, schwankte ein wenig, da die Atlanta noch immer im Seegang rollte, und kaute an seiner Unterlippe.

Wie kam der Mann, dieser Fabricius, dazu, so einfach „Agnes“ zu sagen?

Jan Boetwink hatte bisher nicht daran gedacht, daß die Möglichkeit irgendwelcher Verwicklungen bestand, wenn Agnes Thaller ihren jetzigen Beruf aufgab. Er hatte, sonderbar genug, anscheinend nicht bemerkt, daß dieser junge Mann, dieser lange Balte, zu seiner Agnes — denn Boetwink betrachtete sie durchaus als seine Agnes — in menschlichen Beziehungen stand, die für ihre Laufbahn nicht ungefährlich waren.

Eine Minute danach stand er vor der Tür zu den Arzträumen und war böse und erstaunt, als auf sein Klopfen ein Matrose öffnete und ihn eilig fragte, was ihm fehle. Er knurrte ihn an, daß er die Schwester sprechen wolle.

„Die schläft aber nu, mein Herr; is et denn sehr dringlich?“

„Schläft — ruhig und gesund — alles in Ordnung?“

Der Matrose sah ihn an, als habe er einen leicht Geistesgestörten vor sich, nickte nur wortlos und schloß vor dem Empörten die Tür. Aber das war wohl das Richtigste: denn jetzt auf einmal kam es Boetwink zum Bewußtsein, daß er in den letzten fünf Minuten eine reichlich komische Figur gemacht hatte. Er ging nachdenklich zurück und war allein darauf gespannt, zu wissen, ob Fabricius' vertrauliche Erwähnung Fräulein Thallers nicht doch nur ein Zufall gewesen sei, dem sein Mißtrauen eine übertriebene Bedeutung beigelegt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brautwerber

Von Erik Bertelsen

Peter Jung war Junggeselle, trotzdem er sich immer gewünscht hatte, recht früh zu heiraten. Mädchen genug hatte es zwar gegeben, die nach seinem Geschmack waren und auch ihn gerne mochten, denn er sah ganz gut aus und hatte eine kleine Besitzung.

Aber — es fehlte ihm die Redegewandtheit. Besonders Frauen gegenüber war er schüchtern. Es war ihm unmöglich, zu freien. Jedesmal, wenn er soweit war, blieben ihm die Worte im Halse stecken. Und sonderbarerweise war ihm nie eines der Mädchen zu Hilfe gekommen.

Nun war er über 40 Jahre alt. Man rechnete ihn bereits zu den älteren Männern. Wollte er überhaupt noch heiraten, war es höchste Zeit.

Den Nachbarhof bewirtschaftete eine junge Witwe. Sie gefiel Peter sehr, und auch ihr Hof war nicht zu verachten. Er war schöner als sein eigener, konnte es wenigstens unter richtiger Leitung bald werden, da er außerordentlich guten Boden hatte. Eine Frau allein verstand natürlich nicht genug davon.

Es war Sonntag vormittag, als Peter Jung alle diese Gedanken durch den Kopf gingen. Und er beschloß, daß er noch heute als Freier zu der Witwe hinüberfahren mußte. Nur — wie kam er davon, ohne daß seine alte Mutter ihn fragte, wohin er wolle? Und — kam er dann unverrichteter Sache zurück — nein, so ging es nicht! Da kam ihm ein Gedanke. Sein Knecht Steffen konnte gut reden und wirkte außerdem vertrauenerweckend. Ob er nicht ihn als Fürsprecher schickte?

Peter ging sofort in den Stall, wo Steffen die Pferde striegelte. Er arbeitete flink. Gut gelaunt meinte Peter:

„Die sind aber fein blank heute. Man könnte beinahe glauben, sie müßten den Brautwagen ziehen. Ja, ja, man kann nie wissen, wie schnell man zum Heiraten kommt."

„Jedenfalls muß man erst ein Mädchen haben", lachte Steffen.

„Richtig", antwortete Peter. „Kennst Du eigentlich die Elvira drüben in Lanrup — die junge Witwe? Was hälst Du von ihr? Wäre sie nicht eine gute Partie?"

„Das kann man nicht abstreiten."

„Was meinst Du, Steffen — ob Du nicht mal hinüberreitest und fragst, wie sie darüber denkt? Du könntest ja damit anfangen, ob sie nicht ein Fohlen zu verkaufen hätte. Und so nach und nach kannst Du dann die Sprache auf andere Dinge bringen. Es ist doch ein Jammer, daß ihr Hof nicht genug bewirtschaftet wird."

Steffen sah nachdenklich aus: „Ob man es versucht?"

„Natürlich! Es kann Dir ja nicht mehr passieren, als ein „Nein" von ihr. Ich finde, Du sollest sofort hinreiten. Du pflegst Dich ja gut ausdrücken zu können. Bringst Du sie dazu, „ja" zu sagen, bekommst Du von mir ein Sparkassenbuch mit 500 Kronen, die ich Dir zugedacht habe."

Steffen stutzte: „Das ist zuviel des Guten."

„Nein, Steffen. Das ist schon richtig so. Ich bin immer mit Dir zufrieden gewesen und will Dir gerne weiter helfen. Aber — reden wir nicht so viel. Gehe noch am Vormittag. Wenn es auch seine Vorteile hat, Junggeselle zu sein, eine Frau zu haben ist auch nicht schlecht. Und sie nimmt bestimmt nicht den ersten besten Mann auf ihren schönen Hof. Aber versuch es einmal bei ihr."

„Mut habe ich", sagte Steffen. „Aber — wenn sie nun ja sagt —, was wird dann hier auf dem Hof?"

„Da kümmere Dich nicht weiter drum. Mach, daß Du fortkommst, und ist es nötig, dann bleibe ruhig den ganzen Tag über weg. Ich fände es ärgerlich, wenn ein anderer sie fortschnappte. Und falls Du es fertig bringst, daß die Hochzeit bald stattfindet, dann kannst Du Dich darauf verlassen, daß ich Dich niemals vergesse."

Steffen zog in seinem feinsten Staat ab. Peter sah ihm kummervoll nach. Immerhin war es ein gewagtes Unternehmen. Mißglückte es, erzählte sicherlich Elvira überall davon. Und dann wäre es für Peter unangenehmer, als wäre er selber dort gewesen . . .

Nach Tisch ging Peter weit hinaus auf seine Felder. Und ihm wurde ganz wunderlich zumute, wenn er daran dachte, daß er vielleicht alles bald verlassen müßte. Leicht würde ihm das nicht werden. Fast bedauerte er, Steffen gesandt zu haben. Ob er bald wiederkam? Unruhig spähte Peter in Richtung von Lanrup. Was ging dort drüben wohl vor sich? Ob Elvira nett war? Oder wurde sie böse auf Steffen? Sagte sie ja, wäre das doch ganz schön.

Die Stunden vergingen. Immerzu sah er hinüber auf den Weg nach Lanrup. Niemand war zu sehen. Die Schatten wurden länger. Der Abend kam. Und Peter setzte sich in den Garten und wartete.

Endlich, spät am Abend, hörte er ein vergnügtes Pfeifen von der Landstraße. Peter lief auf den pfeifenden Mann zu: „Bist Du es, Steffen? Wie ging es aus?"

„Großartig", antwortete Steffen. „Sie hatte gar nichts dagegen, sich wieder zu verheiraten."

„Was sagte sie? Wie wars denn?"

„Sachte, sachte. Wir wollen uns lieber an den Grabenrand setzen, während ich erzähle."

Und Steffen erzählte:

„Also ich kam und fragte, ob sie ein Fohlen zu verkaufen hätte. Und das hätte sie. Aber über den Preis konnten wir uns nicht einigen."

„Fabelhaft — Du bist ja ein richtiger Diplomat."

„Vielleicht. Also ich bekam sie dazu, daß sie mir ihre ganze Besitzung und alles, was dazu gehörte, zeigte."

„Ist es nicht ein wunderschöner Hof?"

„Ja. Und das sagte ich ihr auch. „Aber — hier fehlt ein Mann", sagte ich auch zu ihr."

„Ha, ha. Und was antwortete sie?"

„Wenig. Sie dachte nach und meinte: „Männer gibt es genug, aber es ist ein großer Unterschied, wie sie sind."

„Sagtest Du nicht, daß Du einen Mann für sie wüßtest, der der Richtige sei?"

„Noch nicht. Aber sie bat mich zu Tisch. Und am Nachmittag sagte ich wieder: „Hier fehlt ein Mann. Sie sollte darüber nachdenken." „Ich habe nachgedacht", sagte sie. Und ehe ich mirs versah, umarmte sie mich und küßte mich."

Peter sprang wie gestochen auf. „Dich?! Dich küßte sie? Das ist doch eine Lüge?"

„Nein. Wen sollte sie denn sonst küssen?"

„Mich, mich!! Für mich solltest Du anfragen, ob sie mich haben wollt!"

Steffen stand auf und sagte ruhig und überlegen: „Das hättest Du etwas deutlicher sagen müssen. Ich dachte, ich selber sollte sie freien."

„Ja glaubst Du denn, dafür bekämst Du ein Sparkassenbuch?"

„Nein. Das kam mir ja komisch vor. Aber nun ist es zu spät, darüber zu reden. Das Sparkassenbuch kannst Du gern behalten. Sie ist ja nicht gerade arm. Und wir heiraten bald."

„Bald? Bist Du wahnsinnig, Mann? Na, Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich Dich nicht vergessen werde!"

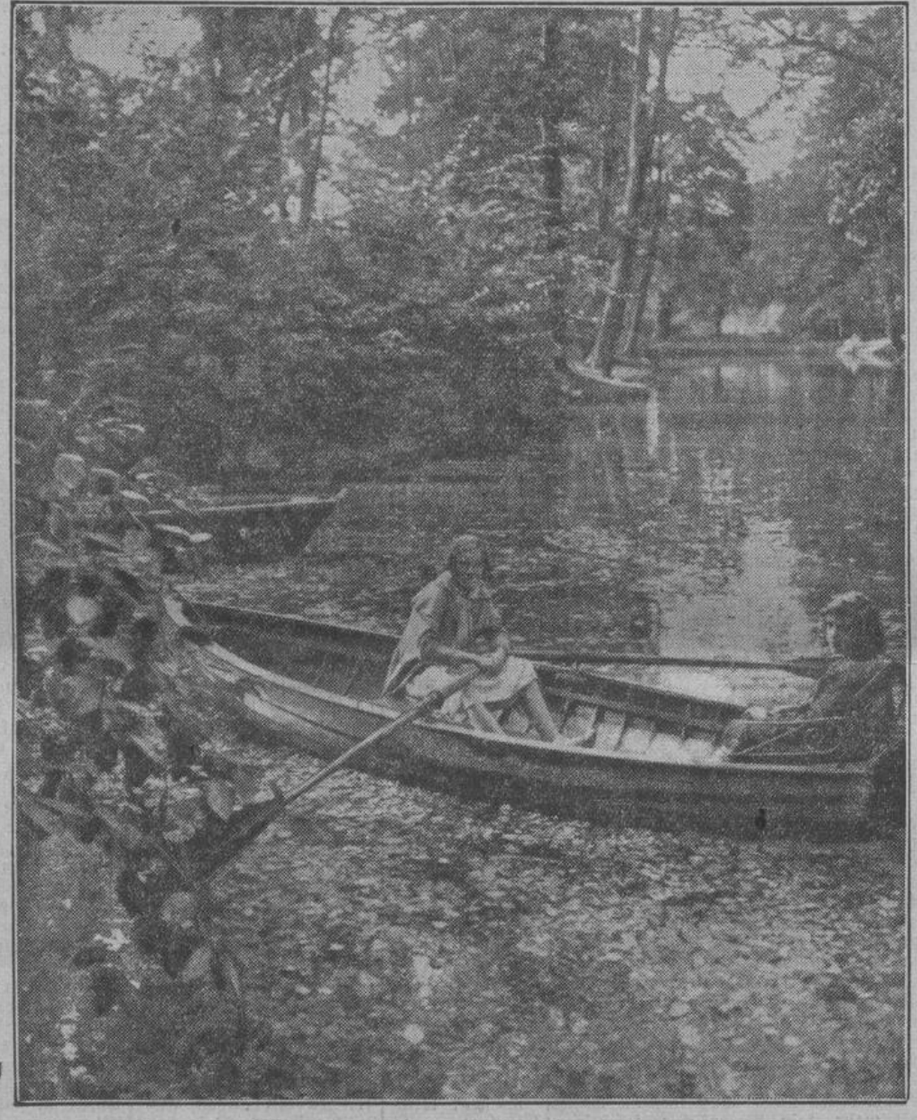
Das sagte er in etwas anderem Tonfall, als am Vormittag. Aber schließlich verging auch sein Zorn, und als die Hochzeit war, fuhr er selber das Brautpaar mit seinen schönen Pferden zur Kirche.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Karin Reitz.)



Schallplattenaufnahmen im tiefen Keller

Viele benutzen tagtäglich die Schallplatten und erfreuen sich an den Darbietungen, doch nur wenige wissen, daß die Herstellung dieser Platten nur mit der größten Sorgfalt vorgenommen werden darf. Dieses Bild gewährt einen Blick in einen Keller, wo die Schallplattenaufnahmen gemacht werden. Nur hier ist man sicher vor störenden Geräuschen und Erschütterungen des Verkehrs. Die kleinste Beeinflussung der Nadel durch äußere Einwirkungen ist imstande, eine Schallplattenaufnahme wertlos zu machen.



Später Herbsttag

*

Auf dem Hügel überm Moor

Auf dem vordersten Hügel überm Moor, mitten in einer kleinen Mulde, um die die rote Heide blühte, lag der Fuchs im weichen Sand und schlief. Es war ein festlicher Septembermorgen. Der Duft des eben eingebrachten Grummets lag noch voll auf den Wiesen. Die Kartoffelfelder sandten ihren starken Ruch zur Höhe, und die Sonne strahlte mit einer Kraft, als stünde ein neuer Sommer vor der Türe. Das Herz aber läßt sich so spät nimmer täuschen: jedes glühende Blatt, jede Scholle, die das klare Licht umspülte, war im Wesen abgewandt und kalt, jeder Baum wie eine Fahne der Vergänglichkeit.

Man sah von hier oben weit über das Land. Ueber eine Chaussee von abgeernteten Obstbäumen hinweg bis hinunter ins Arnbacher Moor, das sich mit seinen Blänken und Torfstichen, grauen Hütten und morschen Stegen, weit und weiter im Tal verlor. Man gewahrte einen Fluß, der wie träumend durch die niederen Weiden ging. — Durch Schilf und Binsen, aus einem Bruchland, oder hinter einem Erlenwäldchen hervor blinkte und glitzerte da und dort der Spiegel eines heimlichen Altwassers.

Nordwärts, über den Moorwiesen stiegen — damit ich das Bild nun vollends beschreibe — wie auf dieser Seite, wieder Hügel empor; kahle, mit rauhen Aeckern und Rübenbreiten, andere, die ein schönes Hochholz trugen oder die sonst ein landschaftliches Schmuckstück krönte. In den grünen Senken aber ruhten, wie in reichen Pfühlen, stattliche Dörfer, die ihres Kirchturms reichvergoldete Spitze steil und protzig in den Himmel stießen.

*

Nach der frischen Nacht, nach der nassen Pirsch durch Nebel, Kraut und Gras, gefiel es dem Fuchs gar wohl hier oben. Er hatte bisher den Kopf zwischen die Keulen gesteckt, pausenlos geschlafen. Jetzt, da die Sonne immer heißer sengte, erhob er sich faul, reckte und dehnte er sich voller Behagen. Er riß den Fang auf, gähnte, daß man den feurigen Rachen, die ganze Herrlichkeit seines schneeweißen Gebisses sah; schüttelte sich den Sand aus dem Balg und legte sich dann wieder — nachdem er Wind und Sicht geprüft — erneut auf die Seite um zu schlafen. Hummeln brummten, Bienen summten. Der Himmel war ein einziger blauer Klang, und im nahen Dorf drüben begann die Uhr die zehnte Stunde auszuschlagen.

Vom Dorfe her, auf der Chaussee entlang schnurrte jetzt wie ein nettes Spielzeug, ein vornehmer, schwarzlackierter Wagen. Er umfuhr den Hügel und lenkte dann dort, wo die Kartoffelfelder beginnen, in einen schmalen Feldweg ein, wo er bald verhielt. Der Fuchs, stutzig geworden, warf auf und lüftete vorsichtig über das Kraut in die Tiefe hinab. Er sah wie zwei Männer mit Flinten dem Auto entstiegen. Er beobachtete weiter einen dritten Menschen, der zwei Hunde an der Leine führte und wie sie zuletzt alle miteinander in breiter Linie gegen das Feld vorgingen und dort die Hunde von den Leinen lösten.

Die Hunde, anfangs voller Erregung, durchfuhren mit schlagenden Ruten das Kraut, bis der eine plötzlich und nun auch der andere, jäh, wie versteinert, mit steifer Rute und weitvorgestrecktem Fang, eine starke Kette Hühner verwies. Die Jäger rückten schnell näher. Mit lautem Ruf und Flügelschlag schwirrten die Hühner aus den Stauden. Schüsse knallten, Federn flogen. Die Hunde aber jagten fiebernd über das Feld um die gefallenen Stücke zu holen.

Mitten in der Salve noch hatte sich der Fuchs herumgeworfen. Nun lief er mit tiefem Leibe, jede Mulde und die kleinste Deckung nützend, bis an den Rand eines Rübenfeldes hinab. Er gewann die schützenden Blätter und fuhr wie ein roter Blitz durch die Rüben. Im Schutze eines Grabens erreichte er die nächste Höhe und mit ihr den nahen Wald, ohne daß die Jäger auch nur einen blassen Schimmer von ihm bemerkt hatten . . .

Das Land um den Hügel barg viele Hühner. Aus den Rüben und Kartoffeln, aus der Heide, in die sie sich gedrückt hatten, aus allen Verstecken holten die Jäger mit dem flüchtigen, weit hinaus suchenden Pointer und dem langsam aber sicher nachziehenden Langhaar, die Hühner heraus. Nach Stunden erst, als der Träger über und über mit Hühnern behangen war, wandten sie sich gegen das Moor, wo sie die durstigen Hunde labten und sie nebenbei im Schilf auf Enten stöbern ließen. Mit neuer Beute beladen traten sie dann endlich den Rückweg zum Auto an.

*

Gegen Abend begann ein seltsames Rufen um den Hügel. Vom Moor herauf, aus den vernebelten Mulden und Senken, aus den Gräben hervor, überallher vernahm man den scharfen Lockton der versprengten Rebhühner „Zi — ritt — zi — ritt!" Und über die Felder strichen, über die dunstenden Schollen, durch den naß beschlagenen Klee liefen lauter kleine, hastig eilende, dunkle Ballen, die verschlagenen Vögel, die zu ihrem Volk heimsuchten. „Zi — ritt — zi — ritt!" Bald fern und bald nah. — Das ist Musik für des Fuchses Ohren, der bisher im tiefsten Dickicht eines Waldschlags verborgen lag. Und er hob sich auf, um nach dem Rechten zu sehen . . .

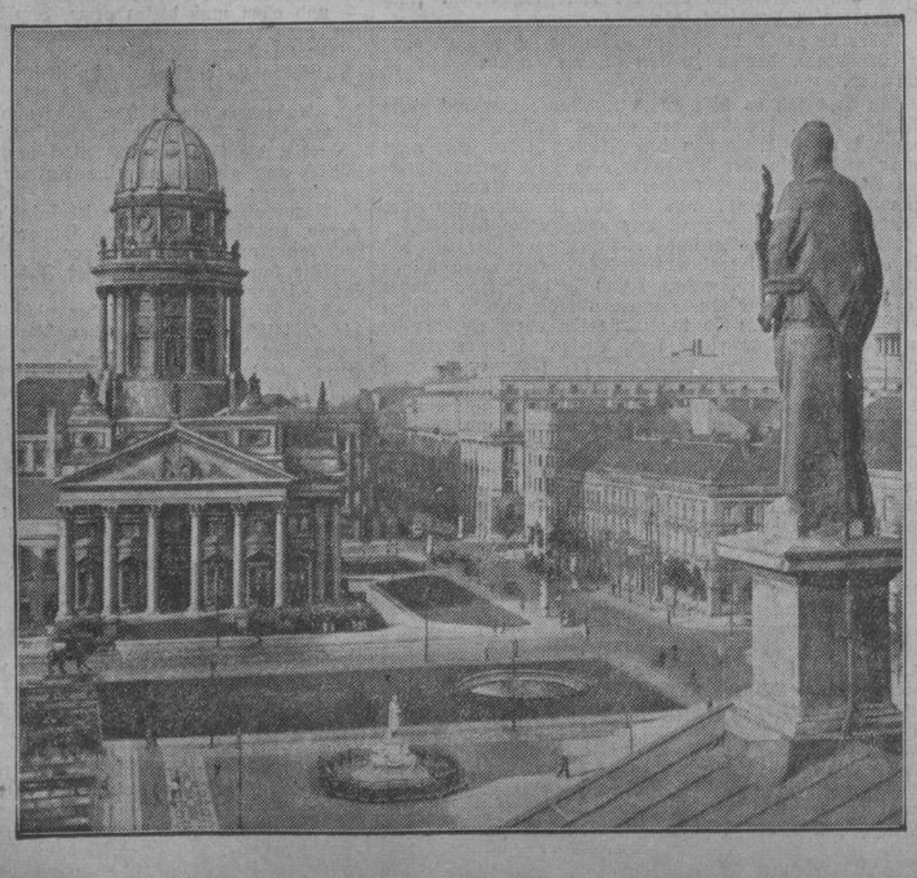
Der Mond ist wie ein goldenes Horn. Das Moor gleicht einem Silbermeer, darüber zitternde Funken stehen. Alles ist schmiegsam, weich verhüllt und zart. Nur der Wald auf seiner Höhe steht nebellos und schwarz und schweigend da. — Nach dem Sang der Abendglocken, nachdem der Heimruf der Vögel verklungen, herrscht jetzt eine Stille, die tiefer als das Tiefste ist. Kein Grashalm lispelt. Und kein Hauch rührt an das Herz der Welt.

In dem würzigen Kraut auf dem Hügel, mitten in der blassen Heide, über den Watten die auf den Engen geistern, steht plötzlich ein grauer Schatten — der Fuchs. Und listet und lauscht.

Hier haben die hallenden Rohre heute am lautesten geklungen, die Erde trägt noch die Narben und die Witterung des Tages. Es riecht noch überall nach Federn, Schweiß und hart zerstampftem Gras. Hier —! Er fährt auf! Aus dem milchigen Brodem, der die Kartoffeln bedeckt, dringt es scheu herauf: „Zi — ritt". Und das kranke Huhn, das den Anschluß nicht fand, weil es ein falsches Schrotkorn lähmte, verschweigt gleich wieder, als hätte es Angst seine Schwäche zu zeigen, seine Angst vor den Gefahren der Nacht. — Aber der Fuchs hat gut verstanden.

Der Mond tut so freundlich. Die Nebel gehen. Der schwache Schrei verklingt kaum gehört. Und groß wie die funkelnden Sterne erblühen die Schleier der Nacht.

Otto Ehrhardt-Dachau.



Blick auf einen der schönsten Plätze Berlins, den Gendarmenmarkt